Zwei Volksschriften

Johanna Spyri

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

50533.19.30

Harvard College Library

FROM THE LIBRARY OF

JAMES HARDY ROPES

Class of 1889

HOLLIS PROFESSOR OF DIVINITY

1910–1933

Digitized by Google

Digitized by Google

Zwei Volksschriften.

Von

Johanna Spyri.

Zweite Auflage.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1885.

Digitized by Google

50533.19.30

✓

HARVARD COLLEGE
Dec 2, 1930
LIBRARY

Prof. James H. Ropes

H

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Ein goldener Spruch 1

II. Wie einer dahin kam, wo er nicht hin wollte 145

Digitized by Google

Ein goldener Spruch.

Digitized by Google

Kapitel I.

Ein Gang zum Arzt.

Die ersten Märztage waren gekommen. Dunkelblau wölbte der Himmel sich weithin über Berg und Thal. Der scharfe Nordwind hatte die letzte Wolke verjagt und pfiff eben jetzt über den freien Bergrücken hin mit einer Gewalt, daß die festen alten Bäume auf der Höhe hin- und herwogten, als wären sie Schilf, und nicht selten fuhr da und dort einer der dicken Äste krachend vom Stamme nieder.

Aber noch andere Opfer forderte jährlich der rauhe Wind, wenn er von Norden heranzog und plötzlich die leuchtende Bläue über den ganzen Himmel hinbreitete.

Da kehrte manchmal an einem Tag die böse Krankheit der Lungenentzündung in drei, vier Häusern der ausgesetzten

Digitized by Google

Berghöhe ein, und nicht die Alten, vielmehr die Jungen und Kräftigen raffte die gewaltsame Krankheit oft in wenigen Tagen dahin.

Eben stand um eines der freundlichsten Häuser oben auf Tannenegg, dem freistehenden Bergdörfchen, eine Gruppe von schwarzgekleideten Männern, auf den Augenblick wartend, da von der nahen Kirche her die Glocken ertönen würden, als Ruf für sie, die junge Frau, die auf der bedeckten Bahre lag, zu ihrer Ruhestätte zu geleiten.

In der stillen Stube drinnen saßen zwei Kinder auf der Bank, die sich längst der Wand hinzog.

Das kleine Mädchen im schwarzen Röcklein sah mit seinen dunkeln Augen und den zusammengezogenen Brauen fast finster zu der Frau auf, die in einem kleinen Schranke herumkramte und nicht zu finden schien, was sie suchte.

Der Junge hatte seine lachenden blauen Augen auf denselben Punkt gerichtet und folgte den raschen Bewegungen der Frau, sichtlich in Erwartung eines erfreulichen Gutes, das endlich die geschäftigen Hände herausheben würden.

„Ich will hinaus, Base Judith", sagte jetzt das kleine Mädchen halb störrisch, halb ängstlich. „Wo ist denn die Mutter?"

„Still! still!" mahnte die Frau, noch rascher ein Stück über das andere hinwerfend. „Ich finde jetzt gleich etwas Schönes, dann könnt ihr spielen damit; aber ihr

Digitized by Google

müßt ganz still sein und zur Thür hinaus dürft ihr nicht, hört ihr, keinen Schritt! Da oben ist aber auch nur Gerümpel."

„So gieb uns die Rose", sagte das kleine Mädchen, mit demselben düstern Ausdruck nach dem Schrank aufschauend.

Die Frau sah sich in der Stube um. „Hier hat's keine Rosen, wie sollte es auch im März", setzte sie hinzu, ärgerlich, daß sie danach ausgeschaut hatte.

„Dort", deutete die Kleine, mit dem Finger das alte Buch bezeichnend, das die Frau eben weggelegt hatte.

„Aha, jetzt weiß ich's. So hatte deine Mutter di Glücksrose noch? Ich habe sie manchmal genug beneidet, wenn sie am Sonntag in der Kinderlehre die Rose im Gesangbuch zeigte." Damit blätterte die Frau in dem gebrauchten Gesangbuch herum, bis sie auf die Rose traf. „Da, und nun seid ganz still und steht nicht auf, bis ich wieder komme." Dann eilte sie hinaus.

Das Mädchen hatte die schön gemalte Rose in die Hand genommen; es war seine alte Bekannte, sein Sonntagsspielzeug. Wenn die Mutter am Sonntag-Nachmittag einige ruhige Stunden haben wollte, so gab sie der kleinen Veronika ihre Glücksrose in die Hand und konnte dann sicher sein, daß das Kind sich eine ganze Weile lang still damit vergnügen werde.

„Sieh, so macht man's", sagte jetzt das Kind, indem

Digitized by Google

seine kleinen Finger an einem schmalen festen Papierstreifchen zogen, das am Rande des Bildchens ein wenig vorstand. Plötzlich ging vor den erstaunten Augen des hinstarrenden Jungen der rote, volle Rosenkelch in der Mitte von einander und in dem offenen Raum erschien glänzend und flimmernd ein Sprüchlein von lauter goldenen Buchstaben zusammengesetzt. Dann schob Veronika das Stäbchen zurück, und unversehrt stand wieder die Rose da mit dem vollen, rot leuchtenden Kelche.

Ganz überwältigt von dem überraschenden Vorgang starrte der Kleine eine Weile noch auf das Bild, dann riß er es plötzlich an sich, er mußte versuchen, ob auch er das Wunderbare vollbringen könne.

Während so die Kinder ihr Spiel fortsetzten, wurde die Mutter der kleinen Veronika zu Grabe getragen. Nach einiger Zeit kehrte die Base Judith in die Stube zurück. In ganz Tannenegg wurde sie von alt und jung so genannt, denn in dem kleinen Dorfe zog eine Verwandtschaft sich durch alle Häuser hin und wurde auch noch aufrecht erhalten, wenn keiner mehr wußte, woher sie gekommen war. Die Base Judith kam nur in die Stube zurück, um die Rose wieder ins Buch und das Buch in den Schrank zu legen und diesen abzuschließen, denn, sagte sie, es müsse alles wieder an seinen Ort. Dann befahl sie den Kindern, noch einen Augenblick still zu sitzen, nun werde gleich die Mutter kommen und sie holen. „Und dann thut recht und macht

Digitized by Google

ihr keinen Kummer, sie hat jetzt sonst genug", schloß die Base rasch ab und ging.

Es war die Mutter des kleinen Jungen gemeint, von der Judith gesprochen, und die Kinder hatten sie wohl verstanden. Daß sie besonders still und brav sein müßten, hatten sie auch begriffen, denn schon gestern und heute den ganzen Tag hatten sie die Mutter mit rotgeweinten Augen herumgehen sehen. Eben kam sie leise in die Stube herein, nahm jedes der Kinder an eine Hand und trat mit ihnen aus der Thür. Sie mußte mit schweren Gedanken zu kämpfen haben. Sonst sprach sie immer so freundlich mit den Kindern, jetzt sagte sie kein Wort und von Zeit zu Zeit wischte sie schnell eine Thräne weg.

„Wohin gehen wir, Mutter?" fragte jetzt der Junge.

„Wir müssen noch zum Herrn Doktor hinunter, dein Vater ist sehr krank, Dieterli", antwortete sie. Dann ging die Frau mit den Kindern den Fußweg hinunter, dem großen Flecken zu, dessen neue weiße Häuser eben jetzt weithin in der Sonne schimmerten. Föhrensee war ein ganz neuer Ort, der plötzlich wie aus dem Boden hervorgesprungen war und nun als großer, blühender Flecken dastand. Noch vor wenigen Jahren war die Gegend einsam gewesen, das kleine Föhrensee hatte aus wenigen Häusern bestanden, die in geschützter Lage an den Berg hin gebaut waren. So kam es, daß der scharfe Nordwind, der beißend oben über das nahe gelegene Tannenegg hinstrich, die sonnige Halde

Digitized by Google

von Föhrensee gänzlich verschonte. Da der kleine Ort aber doch hoch gelegen war, wehte eine frische, reine Bergluft darüber, die besonders wohlthuend und kräftigend sein mußte. Als ein unternehmender Gastwirt diesen Umstand entdeckt hatte, baute er ein Kurhaus hin, und seine Erwartungen auf Gäste gingen so glänzend in Erfüllung, daß er gleich noch eines errichten konnte. Bald schoß dann ein Gasthaus nach dem andern aus dem Boden hervor, und eine Menge Gewerbetreibender kamen aus dem Thal herauf und siedelten sich da droben an; denn immer größer wurde die Zahl der Fremden und vielen gefiel es so gut, daß sie auch den Winter da zubrachten. So war das einsame, so lange völlig unbekannte Föhrensee in wenigen Jahren ein großer, erwerbreicher Flecken geworden, der immer noch nach allen Seiten hin sich ausdehnte.

Frau Gertrud, die rüstig mit den Kindern dahin Wandernde, schien aber nicht bis zu den schimmernden Häusern von Föhrensee hinuntersteigen zu wollen. Eben bog sie in einen schmalen Fußweg ein, der zu den vereinzelten Wohnungen drüben am Hügel führte. Wo sie wieder auf eine Straße hinaustrat, stand auf dem freien Platz ein ansehnliches Haus mit einer geräumigen Scheune davor.

Eben trat der Knecht mit dem Pferd aus dem Stall und schickte sich an, es in den leichten Wagen zu spannen, der auf dem Platz stand. Augenblicklich machte der kleine Junge sich von der Hand der Mutter los, stellte sich vor

Digitized by Google

das Pferd hin und war nicht mehr von der Stelle zu bringen.

„So bleib da, bis wir wieder heraus kommen; aber geh' nicht zu nah ans Roß heran", warnte die Mutter und trat nun, die Kleine an der Hand, in das Haus hinein.

Eben wollte der Arzt eilig sein Zimmer verlassen; er hatte wohl eine seiner längeren Touren vor, denn noch war die gewöhnliche Empfangszeit nicht um. Gertrud grüßte ein wenig erschrocken und entschuldigte sich, daß sie den Herrn Doktor noch aufhalten müsse, sie habe mit ihrem Kranken noch Arbeit gehabt, sonst wäre sie früher gekommen.

„Weil Ihr's seid, so will ich noch Bescheid geben", sagte der Doktor rasch, „kommt herein, wie geht's dem Mann?"

Gertrud trat ein und gab nun Bericht über ihren Kranken. Es war ihr Mann, der kräftige Steffan, den die schlimme Krankheit des Berges mit ungewohnter Heftigkeit befallen hatte. Der Doktor schüttelte schweigend den Kopf. Er nahm die runde Schale zur Hand und zerrieb den hineingeschütteten Stoff zu Pulver. Seine Blicke fielen jetzt auf das Kind, das mit großen, ernsthaften Augen der Arbeit zusah. Das kleine Wesen hatte etwas Besonderes an sich, das jedem auffallen mußte. Unter dem dichten, schwarzen Haar und den starken Brauen schauten die großen dunkeln

Digitized by Google

Augen so ernsthaft hervor, als gäbe ihm alles, was es sah, viel zu denken.

„Wem gehört das Kind, doch nicht Euch?“ fragte der Doktor.

„Ja und nein“, entgegnete Gertrud. „Es gehörte der armen Lene, die man heut' begraben hat, sie wohnte ja bei mir. Daß der Vater des Kindes bei dem schlimmen Raufhandel oben im Rehbock vor vier Jahren schon erschlagen wurde, wissen Sie vielleicht nicht mehr. Das Kind war nicht viel über ein Jahr alt. Seither hat die Lene sich und das Kind mit Ehren durchgebracht. Sie war still und zurückgezogen und seit der Schlag mit dem Mann sie getroffen, ging sie fast nicht mehr aus dem Haus. Sie grämte sich immerfort im stillen, denn sie meinte, sie sei schuld an ihres Mannes Tod.“

„Er wird wohl eher selbst schuld daran gewesen sein“, sagte der Doktor zwischendurch, während er die Pulverpapierchen füllte.

„Nein, nein, er war durchaus kein Raufer“, versicherte Gertrud, „er war ein stiller und arbeitsamer Mensch. Sie hatten unsere kleine Wohnung gemietet und vom ersten Tag ihres Zusammenlebens an, die ganzen drei Jahre durch haben sich die beiden kein böses Wort gegeben. Aber er war ein Fremder, sie nannten ihn nur den Bergamasker, und die Burschen droben konnten es ihm nie verzeihen, daß er das schönste und begehrteste Mädchen vom ganzen Dorf

Digitized by Google

bekommen hatte. Sie ſtichelten und reizten ihn, wo ſie nur konnten und an jenem Abend im Rehbock müſſen ſie ihn furchtbar gereizt haben. Sie hatten alle warme Köpfe, denn es wußte nachher keiner mehr, wie es zugegangen war, daß der Bergamasker tödlich verletzt heimging und am anderen Tag tot war. Seit ſie den Rehbock da droben gebaut haben, iſt es bei uns ganz anders wie früher. Da war's ſo ſtill, jeder arbeitete die Woche durch und hatte gern ſeine Ruhe am Sonntag. Von ſolchen Raufereien hörte man nie etwas. Nun habe ich noch einen Auftrag auszurichten, Herr Doktor, die Lene hat noch auf ihrem Totenbett angeordnet, was ich thun müſſe. Geld hat ſie nicht hinterlaſſen, aber ſie hatte eine gute Ausſteuer. Sie wollte, daß ich ihr Bett und die Kommode verkaufe, um damit Ihre Rechnung zu bezahlen. Es war ihr ſo daran gelegen, daß ich es recht beſorge; ſie hat's wohl gefühlt, wie viel Mühe ſie Ihnen gemacht hat und wie manchmal Sie den Berg hinaufgeſtiegen ſind für ſie, am Tag und in der Nacht. So bitte ich Sie, mir noch die Rechnung zu geben, daß ich ſie in Ordnung bringen kann."

„Wen hat das Kind noch?" warf hier der Doktor kurz hin.

„Es hat niemand mehr", erwiderte Gertrud. „So lange die Mutter krank war, hatte ich es bei mir und nun iſt es eben mein. Von der Mutter ſind keine Verwandten da. Vielleicht könnte man es ins Bergamaskiſche, nach der

Digitized by Google

Heimatgemeinde des Vaters, hineinschicken, aber das thue ich nicht, es gehört jetzt zu uns."

„Ich gehe nicht dort hinein", sagte leise aber sehr bestimmt die Kleine und hielt sich mit beiden Händen am Kleid der Gertrud fest.

Der Doktor schlug ein großes Buch auf, riß ein Blatt heraus und machte mit der Feder zwei dicke Striche kreuzweis darüber hin. „Da" sagte er, indem er es Gertrud überreichte. Es war die durchgestrichene Rechnung.

„Ach, Herr Doktor, vergelt's Gott!" sagte Gertrud gerührt. „Geh, Kind, danke dem Herrn Doktor recht, du bist ihm viel Dank schuldig."

Das Kind gehorchte nach seiner Weise. Es stellte sich vor den großen Mann hin, schaute mit seinen schwarzen Augen fest zu ihm auf und sagte mit etwas rauher Stimme: „Danke." Es tönte mehr wie ein Befehl als irgendetwas anderes.

Der Doktor lachte. „Man muß sich fast fürchten vor dir. Das ist nicht gewohnt zu sagen, was ihm nicht vom Herzen kommt; ist aber recht so", sagte er zu Gertrud gewandt. „Jetzt aber kommt, kommt, ich muß fort." Die letzten Worte sagte er, indem er seine Medizinen der Frau übergab und dann eilig das Zimmer verließ, ihre erneuerten Danksagungen damit rasch abschneidend.

Draußen stand der kleine Junge noch auf demselben Flecke und staunte den stampfenden Braunen an. Der

Digitized by Google

Doktor ſah ihn wohlgefällig an: „Willſt du ein Roßknecht werden?“ fragte er, indem er auf den Wagen ſtieg.

„Nein, ein Roßherr“, gab der Junge raſch zurück.

„So, da haſt du auch recht, ſtell's gut an!“ ſagte der Doktor und fuhr davon.

Als nun Frau Gertrud, an jeder Hand eines der Kinder, den Berg hinanſtieg, ſagte der Kleine fröhlich: „Gelt, Mutter, das kann ich ſchon, ich kann auch ein Roßherr werden?“

„Meinſt du ein Herr wie der Herr Doktor iſt und ein Roß haben, Dieterli?“ fragte die Mutter.

Der Kleine nickte bejahend.

„Das kannſt du, fuhr ſie fort, aber du mußt auch recht arbeiten und dabei bleiben wollen. Siehſt du, das hat der Herr Doktor auch thun müſſen und muß es jetzt noch immer thun. Wenn du ſo wie er an deiner Arbeit bleibſt und nichts liegen läſſeſt, bis es fertig iſt, dann wirſt du auch einmal ein Herr, wenn's dann auch kein Herr Doktor iſt, ſo iſt's ganz gleich, wenn du nur ein Herr biſt.“

„Ja, mit einem Roß“, ſagte Dieterli.

Das kleine Mädchen an der anderen Seite hatte geſpannt auf jedes Wort der Gertrud gehört. Seine ſchwarzen Augen flammten, als es jetzt zu ihr aufblickte und ganz entſchloſſen ſagte: „Das will ich auch werden.“

„Ja, ja, Herr Veronika! Herr Veronika! Das tönt

Digitized by Google

dann schön", sagte der Dieterli und mußte ein wenig lachen über diese Anrede.

Aber der Veronika war es gar nicht zum Lachen. Ihre Augen wurden immer glühender und sie preßte die Hand der Mutter Gertrud immer heftiger, indem sie halb flehend, halb zürnend ausrief: „Gelt, ich kann, Mutter, ich kann das auch werden?"

„Du mußt nicht lachen, Dieterli", verwies ihm jetzt die Mutter freundlich, „die Veronika kann gerade werden, was du wirst, sie ist dann nur eine Herrin und wenn sie immer mit Lust an ihre Arbeit geht und nicht davon läßt, bis diese gut und fertig ist, dann kann sie gerade so bald eine Herrin sein, wie du ein Herr bist."

Jetzt ging die kleine Veronika fröhlich ihres Weges. Sie sagte nichts mehr. Die zusammengezogenen Brauen lösten sich von einander und aus den eben noch so zornig blitzenden Augen glänzte nun die volle Kinderfreude über die weißen Schneeglöckchen und die ersten Schlüsselblumen, die da und dort an einem sonnigen Plätzchen zum Vorschein kamen. Nun erst konnte man sehen, wie anmutig das wohlgeformte Gesichtchen, von dem glänzend schwarzen Haar umrahmt, aussehen konnte.

Der Dieterli war auch still geblieben, er mußte den angesponnenen Gedanken weiter nachgegangen sein, denn plötzlich sagte er wieder: „Bekommt sie auch ein Roß?"

„So gut wie du, Dieterli, wenn sie so beharrlich in

Digitized by Google

ihrer Arbeit bleibt, wie du auch bleiben mußt, und sie dann eines haben will", antwortete die Mutter.

„Dann haben wir zwei", rief der Dieterli hocherfreut aus, „und wo muß der Stall sein, Mutter?"

„Da haben wir nun schon noch Zeit, das auszudenken", entgegnete sie. Weißt du, das kommt noch lange nicht. Zuerst kommt nun das Lernen und Arbeiten, und daran muß man mit Freuden bleiben, sonst wird's nichts Rechtes, wenn man immer drüber hinaus an die Rosse denkt."

Der Dieterli sagte nun nichts mehr. Er hatte genug zu thun, nachzusinnen, auf welche Seite vom Haus der Roßstall am besten gebaut werden könne.

In der Nacht eilte Frau Gertrud noch einmal denselben Weg hinunter bis zum Hause des Arztes und kehrte bald darauf, von diesem begleitet, wieder zurück. Die Krankheit ihres Mannes hatte eine schlimme Wendung genommen. Am Morgen war er tot.

Digitized by Google

Kapitel II.

Mit frischem Mut.

Einige Tage darauf zog ein weit zahlreicheres Geleite hinter der schwarzen Bahre dem sonnebeschienenen Kirchhof zu. Steffan, der Sattler, war ein allgemein geachteter Mann gewesen. Er hatte ganz im kleinen angefangen, große Arbeiten gab es auf Tannenegg nicht. Dann hatte er die stille, fleißige Gertrud geheiratet, die ihm im Berufe helfen konnte und dazu ihren kleinen Haushalt in musterhafter Ordnung hielt. In diese Zeit fiel der große Aufschwung von Föhrensee, der dem einzigen Sattler der Gegend solche Arbeit einbrachte, daß er sie kaum bewältigen konnte. Da galt es tapfer mitzuhelfen bei Frau Gertrud, und sie that es. In kurzer Zeit standen die Leute auch so gut, daß sie ihr eigenes Haus und einen hübschen Garten daran hatten, und war der Arbeit auch noch so viel, in Haus und Garten sah es bei Frau Gertrud immer so musterhaft aus, als wäre kein anderes Geschäft zu thun. So lebte Steffan in Zufriedenheit und Wohlergehen mit seiner Gertrud und dem kleinen Dieterli, und so geordnet und glücklich wie dieser war kein zweiter Hausstand auf dem ganzen Berg zu finden.

Jetzt stand Gertrud weinend am Fenster und schaute noch einmal zum Kirchhof hinüber, wohin sie heute ihren

Digitized by Google

Mann getragen hatten. Von nun an hatte sie ihren Weg allein zu machen, sie hatte niemand mehr, der ihr nahe stand, nur zwei Kinder, für die sie zu sorgen hatte; denn daß auch die kleine verlassene Veronika ihr angehörte, das kam ihr nicht in Frage.

Aber Gertrud verlor den Mut nicht. Nachdem die ersten Tage des betäubenden Schmerzes vorüber waren, raffte sie sich auf, schaute zu dem immer noch leuchtenden Himmel empor und sagte bei sich: „Der es schickt, der hilft es tragen", und im Vertrauen auf diese Hilfe ging sie mit neuen Kräften an die Arbeit, ja es schien, als könne sie mehr ausrichten als je vorher. Ihr Besitztum bestand außer dem kleinen Kapital, das der fleißige Mann schon hatte zurücklegen können, in ihrem Haus, welches sie frei von Schulden hatte und von dem sie einen Teil vermieten konnte. Es galt, dieses frei zu erhalten und das einträgliche Gewerbe, so gut es ging, fortzusetzen, bis der kleine Dieterli es aufnehmen und womöglich damit einen ebenso schönen Erfolg erzielen könnte, wie es seinem Vater gelungen war. Gertrud hatte einen Arbeiter behalten, den ihr Mann bei den zunehmenden Geschäften angestellt hatte, und früh und spät war sie selbst mit ihm bei der Arbeit, die sie wohl kannte.

Die kleine Veronika hatte in den ersten Wochen nach dem Tode ihrer Mutter jeden Abend sich in einen Winkel gesetzt und hatte leise zu weinen begonnen. Wenn Gertrud

Digitized by Google

sie so entdeckte und sie freundlich fragte, was ihr fehle, hatte sie immer kläglich gewimmert: „Wo ist die Mutter?“ Dann hatte Gertrud sie an sich gezogen und sie liebevoll getröstet und ihr versprochen, sie gehen dann einmal alle miteinander der Mutter nach, die fortgegangen sei, um wieder ganz gesund zu werden. Nach und nach trat auch die zweite Mutter ganz an die Stelle der ersten. Veronika weinte nicht mehr, mit jedem Tag hing sie der Mutter Gertrud mehr und mehr an, und kein Spiel und keine Freude konnten das Kind von ihrer Seite wegbringen. Nur der Dieterli vermochte sie fortzuziehen, daß sie sich mit ihm abgebe. Dieterlis große Liebe zu seiner Mutter zeigte sich in anderer Weise, lauter und stürmischer. Er konnte manchmal plötzlich seine Mutter umfassen und ausrufen: „Die Mutter gehört nur mir ganz allein und sonst keinem.“ Dann zogen sich die Brauen der Veronika so zusammen, daß es anzusehen war, als ginge ein ununterbrochener dicker, schwarzer Strich über ihre Stirne hin, und grollend schauten die dunkeln Augen darunter hervor. Sie sagte aber kein Wort. Die Mutter Gertrud aber schlang dann den einen Arm um den Buben, den andern um das Mädchen und sagte beschwichtigend: „Nein, nein Dieterli, so mußt du nicht reden. Ich gehöre beiden Kindern und beide gehören mir.“

Sonst waren Dieterli und Veronika die besten Freunde und völlig unzertrennlich. Sie mußten alles miteinander

Digitized by Google

teilen, wenn es ihnen Freude machen sollte, und wo das eine war, mußte auch das andere sein. Jeden Morgen wanderten sie zusammen zur Schule, doch nicht allein, denn regelmäßig schlossen sich ihnen die beiden Nachbarbuben an und zogen mit. Der eine war des Schusters Sohn, der lange, knochige Jost mit den kleinen tückischen Augen; der andere gehörte dem Küster und war fast so breit wie lang, und aus dem kugelrunden Gesicht schauten seine zwei wasserblauen Augen fortwährend in harmlosem Erstaunen in die Welt hinaus. Er hieß Blasius und wurde der Blasi genannt. Auf diesen Schulgängen kam der Dieterli nicht selten ins Handgemeng mit den Kameraden. Es fiel etwa dem einen von ihnen ein, zu probieren, was Veronika machen würde, wenn er einen Faustkampf mit ihr begönne. Aber kaum hatte er den Angriff eröffnet, so lag er auf einmal auf der Nase und fühlte die emsigen Fäuste Dieterlis auf seinem Rücken hämmern. Oder es kam vor, daß der andere mit seinem harten Schneeballe auf den Rücken der Veronika zielte. Aber ehe noch der Ball abgeflogen, hatte der Werfer schon eine solche Ladung Schnee im Gesicht, daß er fast erstickte und um Gnade schrie. Der Dieterli fürchtete sich nicht vor den zweien, denn war er auch viel schmaler und dünner als die beiden, so war er dafür so gewandt wie eine Eidechse und hatte den andern schon hinten und vorn und auf beiden Seiten getroffen, eh der sich nur recht umwenden konnte. So hatte Veronika einen guten

Digitized by Google

Beſchützer und konnte ſicher ihre Wege machen. Wollte aber einer der Kameraden neben ihr gehen und beſonders freundlich mit ihr ſein, dann puffte ihn der Dieterli weg und ſagte: „Das iſt mein Platz!“

Am Abend kam regelmäßig die Nachbarin Judith für eine kurze Zeit zu Frau Gertrud herüber und hatte gleich für den Haushalt oder für die Kinder ein paar gute Ratſchläge zu geben. Sie ſagte öfters, es ſei notwendig genug, daß der ſanftmütigen Witwe Gertrud jemand an die Hand gehe, der im Notfall auch kratzen könne, welches brauchbare Vermögen ſie ſich ſelbſt nicht mit Unrecht zuſchrieb. Eben jetzt trat ſie zur gewohnten Stunde zwiſchen Tag und Nacht bei der Gertrud ein. Veronika ſaß allein in der Stube am Fenſter und hielt ihr liebſtes Spielzeug, ihre Roſe, in der Hand. Sie konnte jetzt gut leſen, denn ſeit jenem Tage, da ſie das Kind der Gertrud geworden, waren zwei Jahre vergangen. Schon viele Male, ſeit ſie leſen gelernt, hatte ſie das Sprüchlein geleſen, das ihr ſo geheimnisvoll aus dem geöffneten Roſenkelch entgegenglänzte. Aber ſie las es immer wieder und auch jetzt war ſie ganz vertieft in die Betrachtung der goldenen Buchſtaben; der Dieterli war mit einigem Ärger der Mutter nach in die Küche hinausgelaufen, denn daß Veronika immer wieder zu derſelben Unterhaltung griff, war ihm ſehr unerwünſcht, er liebte die Abwechſelung. Als Judith das Kind ſo nachdenklich daſitzen ſah, trat ſie zu ihm heran und fragte, was es ausdenke.

Digitized by Google

Der Dieterli, dem kein Ton entging, hatte das Eintreten der Base vernommen und kam schnell wieder hereingelaufen, zu sehen, was es gebe.

Veronika schaute jetzt zu der Hereingetretenen auf und fragte ernsthaft: „Base Judith, was ist ein Glück?“

„Du fragst doch Sachen, wie kein anderes“, gab die Base zurück, „was hast du denn von Glück gehört?“

„Hier steht's“, und Veronika deutete auf ihre goldenen Buchstaben im Rosenkelch. „Soll ich einmal lesen, wie es heißt?“

„Ja, so lies“, sagte Judith.

Veronika kannte ihr Sprüchlein und las ohne Anstoß:

„Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.“

„Aha, so ist's gemeint“, sagte nun die Base. „Ja, siehst du, das Glück ist eben für jeden das, was er am liebsten hätte.“

„Das Glück ist ein Roß“, fiel hier der Dieterli lebhaft ein.

Veronika war wieder nachdenklich. „Aber, Base Judith“, sagte sie nach einer Weile, „wie kann man es ergreifen?“

„Mit den Händen“, antwortete unverzüglich die Base. „Siehst du, die Hände haben wir erhalten zum Arbeiten, und wenn wir immerfort fleißig arbeiten und alles recht

Digitized by Google

machen, wie es sein muß, dann kommt das Glück; siehst du wohl, mit den Händen nimmt man es!"

Jetzt hatte das Sprüchlein einen lebendigen Sinn und eine ganz neue Anziehungskraft für die Veronika gewonnen. Sie war auch heute nicht mehr von ihrer Rose wegzubringen, trotzdem der Dieterli ganz bedrohliche Blicke darauf warf und zuletzt in die Worte ausbrach: „Der will ich sicher einmal den Stiel ausreißen!"

Erst als die Mutter sich zu den Kindern hinsetzte und sie ihre Hände zum Nachtgebet falten mußten, wurde die Rose wieder ins Buch gelegt und in den Schrank gebracht. Daß jeder Tag mit einem Gebet beschlossen wurde, war den Kindern auch so unumstößlich, daß, wenn die Zeit kam, sie ungeheißen ihre Hände zusammenlegten und ihre Gebetlein herzusagen begannen.

Kapitel III.

Nach neun Jahren.

Ein sonnenlichter Ostertag schimmerte über Berg und Thal. Eben trat die Schar der Festfeiernden aus der kleinen Kirche auf Tannenegg und zerstreute sich nach allen

Digitized by Google

Seiten. Ein Zug blühender Jünglinge und Mädchen kam in geschlossener Reihe daher und wandte sich dem Pfarrhaus zu. Es waren die jungen Konfirmanden, die heute zum erstenmale als Glieder der Gemeinde das heilige Fest mitgefeiert hatten. Sie wollten ihrem Lehrer noch einmal die Hand drücken und ihren Dank aussprechen für seine treue Unterweisung und Leitung, bevor sie von ihm wegkamen und den Weg ins Leben hinaus antreten sollten. Dietrich und Veronika waren unter den jungen Leuten. Frau Gertrud stand in einiger Entfernung von der Kirche still und sah den Zug vorüberziehen. Ihre Augen glänzten in Freude und Rührung, als sie in der Reihe der sauber geputzten Mädchen auf die schmuckste von allen traf, die dunkeläugige Veronika. Der Blick, den diese der Mutter zuwarf, war so voller Dank und Liebe, daß er die Worte zu wiederholen schien, die Veronika heute früh, bevor sie zum Feste ging, ausgesprochen hatte: „Ich kann dir nie genug dafür danken, was du an dem verlassenen Kinde gethan hast, Mutter.“ Jetzt kam ein besonderer Freudenstrahl auf der Mutter Angesicht, als hinter den Mädchen die jungen Burschen daher kamen und der größte unter ihnen, der stattliche Junge mit den fröhlich lachenden Augen herübernickte und grüßte, wieder und wieder und noch einmal. Es war ihr eigener, hoch aufgeschossener Dietrich. Das Herz lachte der Mutter in der Brust beim Anblick ihres frischen, so viel Freude verheißenden Sohnes. Gertrud wartete ab,

Digitized by Google

bis die jungen Leute von ihrem Besuch zurückkehrten und sich zerstreuten; dann trat auch sie ins Pfarrhaus ein. Sie wollte dem langjährigen, treuen Seelsorger selbst einige Worte des Dankes für alle Liebe und Fürsorge aussprechen, die er ihren Kindern bewiesen hatte.

„Ihr seid eine glückliche Mutter", sagte der alte Pfarrherr, nachdem er die Danksagungen der Gertrud entgegengenommen hatte. „Es sind zwei besondere Kinder, die Euch der liebe Gott anvertraut hat, ich hatte meine Freude an ihnen. Der Junge hat einen hellen Kopf und ein Wesen, das die Menschen gewinnt, er kann etwas Rechtes werden. — Veronika nimmt alles ernst und gewissenhaft, sie hat eine ruhige, stete Weise, man kann sich auf sie verlassen, wie auf wenige. Die Kinder werden Eures Alters Trost und Freude sein, haltet sie weiter zum Guten an."

„Mit Gottes Hilfe", sagte Gertrud, und mit Freudenthränen in den Augen verließ sie das Pfarrhaus. Als sie beim Garten der Nachbarin Judith angekommen war, grüßte diese über die niedrige Hecke herüber und rief der Herantretenden zu: „Gerade jetzt sind sie alle viere da vorbeigegangen. Man muß sich nur immer wieder über etwas Neues verwundern. Wie die viere nur so ungleich werden konnten, und wie wir sie so in den Wiegen liegen sahen, waren sie doch alle vier so ziemlich gleich."

„Nein, nein, Judith, die waren am ersten Tag schon

Digitized by Google

ungleich", entgegnete Gertrud, „freilich sind sie es dann auch mit jedem Tag noch mehr geworden."

„Das sind sie auch. Ihr habt unter den drei nahen Nachbarn das große Los gezogen mit Euern Kindern", fuhr Judith mit Lebhaftigkeit fort, „zwei wie die Eurigen sind, findet man nicht überall. Veronika wird's Euch noch lohnen, was Ihr an dem Kinde gethan habt."

„Das hat mir das Kind mit seiner Anhänglichkeit schon lange gelohnt", gab Gertrud zurück. „Es hat mir ja auch nichts als Freude gemacht, so lang ich es bei mir habe. Wenn ich eine Sorge habe um Veronika, so ist es nur die, sie überarbeite sich noch. Bei ihr ist das Arbeiten wie ein Fieber, nie hat sie's genug. Komme ich am Abend noch so spät in ihre Kammer, so ist sie noch daran, eine Arbeit fertig zu machen, und komme ich am Morgen noch so früh, so ist sie schon auf und hat eine neue angefangen. Hätte ich es ihr nicht fest untersagt, sie würde den ganzen Sonntag fortarbeiten. Das macht mir dann manchmal doch ein wenig Sorge, sie könnte sich ja einmal überthun und sich etwas zuziehen."

„Ach bah, was meint Ihr auch!" warf Judith hin, „die Arbeit thut keinem schlecht und am wenigsten den Jungen, sie soll nur fortmachen. Aber die Augenbrauen brauchte sie nicht immer zusammenzuziehen, daß sie dreinschaut, als hätte sie's die ganze Zeit mit Feinden und Widersachern zu thun. Da sehe ich denn lieber dem Dietrich in

Digitized by Google

die lustigen Augen, die glitzern und lachen so frohmütig, daß es einem ganz wohl macht. Es nimmt mich auch nicht wunder, daß ihm alle so anhangen und jeder mit ihm zu thun haben will. Wenn er so die Straße herunter kommt und mit seiner hellen Stimme vor sich hinsingt:

„Lustigkeit, Fröhlichkeit,
Heut schon und allezeit,
Kümmern und sorgen
Wollen wir morgen",

dann geht mir recht das Herz auf, daß ich g'rad laut mit ihm singen möchte. Der thut's einem an, man muß ihn gern haben."

Auf dem Gesicht der Mutter Gertrud lag die Freude wie heller Sonnenschein, nur ein kleines Angstwölkchen stieg in ihrem Auge auf: „Ja, Gott sei Dank", sagte sie, „er ist ja brav und hat einen guten Sinn, aber wenn er ein wenig von der festen Art der Veronika hätte, so wäre mir mancher schwere Gedanke abgenommen. Daß ihn alle wohl mögen, freut mich ja mehr, als wenn es mir selber gälte; aber nicht aller Anhang führt zum Guten. Die zwei, die immerfort an ihm hangen, sind nicht die wünschbarsten Freunde."

„Die werden nun auch an eine feste Arbeit kommen, dann wird's schon besser; die Mücken kommen nur aus dem Müßiggang", meinte Judith. „Der Blasi ist nicht bösartig, nur faul, und das ist er ja auf seine Rechnung. Der

Digitized by Google

lange Joſt iſt der Schlimmere, ein Heimtückler wie wenige. Wir wollen hoffen, daß er das eigene Bein bricht, wo er's einem ſtellt."

„Nein, nein, Judith, am heiligen Oſtertag wollen wir nichts hoffen von der Art. Ich hoffe und glaube, der liebe Gott hält ſeine Hand über die Kinder, die wir ihm übergeben, das iſt mein Troſt und mein Halt. Lebt wohl, Judith, und kommt zu uns, es freut uns." Damit ging Gertrud hinüber und trat in ihr Haus ein.

Am Abend des ſonnenlichten Oſtertages, als roſige Wolken über den hellen Himmel zogen und hinter den waldigen Höhen fern im Weſten die goldenen Gluten leiſe verglommen, kam Frau Gertrud von einem Gang durch Feld und Wald zurück. An der einen Seite ſchritt ihr Sohn Dietrich, mit lebhaften Gebärden drauf los erzählend. Die ungetrübteſte Fröhlichkeit lag auf ſeinem friſchen Geſicht und lachte ihm aus den hellen Augen. An der andern Seite ging Veronika ſtill zuhörend. Ihr ſchön geſchnittenes Geſicht, um das die glänzend ſchwarzen Haare wie dichte Wellen lagen, ſah ernſt aus; doch von Zeit zu Zeit flog ein Lächeln darüber, wie ein Sonnenſchein, wenn Dietrich ein beſonders treffendes Wort hingeworfen hatte. Die Mutter Gertrud in der Mitte ſchaute einmal auf den freudeſtrahlenden Sohn und einmal auf die ſchmucke Tochter und dann mit Blicken voll Rührung und Dank nach dem goldlichten Abendhimmel hin, der einen noch ſchöneren

Digitized by Google

Morgen verhieß. In dem Augenblicke konnte in ganz Tannenegg und weit und breit hin keine glücklichere Mutter gefunden werden.

Als die drei beim Kreuzweg anlangten, wo der Fußpfad abbog und am Rehbock vorbei hinaufführte, wollte Dietrich gleich ablenken. Aber Veronika hielt die Mutter fest, die ihm folgen wollte und sagte ängstlich: „Nicht da hinauf, bitte, Mutter, es ist ja nicht viel weiter den andern Weg."

Dietrich lachte auf: „Jetzt kommt's wieder! Siehst du, Mutter, noch kein einziges Mal, wenn wir nach Föhrensee oder sonst wohin mußten, brachte ich Veronika dort beim Rehbock vorbei, lieber lief sie jedesmal zehn Minuten um, und doch hat sie mir nie sagen wollen, warum. Aber heut, Veronika, mußt du sagen, warum du nicht dort vorbei willst, oder du mußt mit uns den Weg gehen."

„Nein, Dietrich, heut wollen wir uns doch nicht streiten", sagte Veronika bittend, aber so bestimmt, daß keiner zweifeln konnte, sie hatte auch nicht im Sinne nachzugeben. „Wir wollen noch ein Lied zusammen singen, die Mutter hört es gern."

Derweilen war sie stetig weiter gegangen auf ihrem Wege, die beiden anderen waren ihr gefolgt.

„So komm, wir singen:

„Lustigkeit, Fröhlichkeit,
Heut schon und allezeit —"

und Dietrich wollte gleich anstimmen.

Digitized by Google

Aber Veronika unterbrach ihn: „Nein, nein, heut' Abend nicht, Dietrich! Vom Fiſcherſchiffchen wollen wir ſingen."

Gutwillig ließ Dietrich ſeine angefangene Melodie fallen und ſtimmte nun mit glockenheller Stimme an; feſt und ſicher fiel Veronika ein, und die wohlklingenden Stimmen ſangen:

„Ein Schifflein ziehet ſeine G'leiſe,
Das Waſſer glänzt im Abendſchein,
Die Vöglein fliegen hoch im Kreiſe
Und ſchwirren um den alten Stein.
Das Schifflein ziehet ſeine G'leiſe,
Der Fiſcher zieht die Netze ein,
Und vorm Entſchlafen ſagt er leiſe:
‚Es wird ein ſchöner Morgen ſein.'"

Als das letzte Abendlicht am Himmel erloſch, traten die Heimkehrenden in ihre Wohnung ein.

Kapitel IV.

Daheim bei einander.

Dietrich hatte ſchon ſeit einiger Zeit im Handwerk ſeines Vaters gearbeitet. Es war alles in der beſten Ord-

Digitized by Google

nung, die Werkstätte, das Handwerkszeug, die Vorräte, alles war frisch und gut. Die alten Kunden waren geblieben, denn der langjährige, gute Arbeiter hatte ganz in der Weise seines ehemaligen Meisters fortgearbeitet, und viele neue waren durch immer anwachsende Bevölkerung von Föhrensee hinzugekommen; die solide Arbeit war auch dort unten längst bekannt und gesucht.

So hatte Dietrich einen Weg vor sich, so schön gebahnt, wie er ihn nur wünschen konnte. Nun er Herr seiner ganzen Zeit war, ging er auch mit einem Mut und Eifer an die Arbeit, wie wenige, denn er wollte etwas Rechtes zustande bringen. Er hatte es gut im Sinn: erst wollte er tüchtig arbeiten, das Geschäft gründlich erlernen, dann noch ein wenig in die Fremde ziehen, etwas von der Welt sehen, dann heimkehren, weiter und weiter kommen und ein Herr werden und dann — glücklicher konnte kein Mensch sein, als er dann wurde, denn dann lebte er mit Veronika und der Mutter in Glück und Freude. Dann mußte die Mutter noch Tage erleben, wie sie vorher keine gesehen hatte, ohne alle Sorge, in Reichtum und Wohlsein, und Veronika — ja, der Veronika wollte er ein Dasein gründen, viel schöner und beglückender, als sie es sich selber ausdenken konnte. Mit diesen Gedanken saß Dietrich an seiner Arbeit und pfiff und sang dazu und war den ganzen Tag lang guter Dinge. Er hatte zu seinem hellen Kopf eine geschickte Hand, und die Arbeit ging prächtig von statten.

Digitized by Google

Für Veronika hatte die Mutter darauf gehalten, daß sie viel länger als es sonst bei den Mädchen Brauch war, die Arbeitsschule besuchte. Bis zum Tage der Konfirmation hatte sie ununterbrochen jede Woche zwei Nachmittage unter der Anleitung der wohlerfahrenen Lehrerin gearbeitet. Diese hatte denn auch der Mutter Gertrud vor kurzer Zeit erklärt, Veronika habe durch ihren außerordentlichen Fleiß und Beharrlichkeit es so weit gebracht, daß sie jeden Augenblick selbst in eine Lehrstelle treten könnte; bei ihr sei sie fertig und hätte gar nichts mehr zu erlernen. Man sollte aber für Veronika noch etwas weiteres thun, es wäre der Mühe wert. Sie sollte bei der lahmen Sabine in Föhrensee noch die Stickerei erlernen, dann könnte es dem Mädchen gar nicht fehlen mit einer Lehrstelle, so gut als sie nur zu wünschen wäre.

Gertrud hatte immer getrachtet, Veronika in alle diejenigen Arbeiten einzuführen, die mit dem Sattlergeschäft zusammenhingen und von Frauenhand ausgeführt werden konnten. Sie hatte sich dabei ausgedacht, daß ihre Kinder so schön zusammenbleiben und in vereinter Arbeit ein recht gedeihliches Geschäft errichten könnten. Die schöne, feine Arbeit der weit bekannten, lahmen Sabine kam ihr für Veronika nicht notwendig vor, doch wollte sie dieser die Wahl überlassen. Sobald aber Veronika von einer neuen Arbeit hörte, die zu erlernen wäre, ergriff sie mit einem brennenden Eifer den Vorschlag und ließ der Mutter keine

Digitized by Google

Ruhe mehr, bis sie festsetzte, gleich nach der Konfirmation sollte diese neue Thätigkeit in die Hand genommen werden.

Wenige Tage nach dem Osterfeste zog Veronika zum erstenmal auf die Arbeit aus. Es war noch so früh am Morgen, als sie gegen Föhrensee hinunter kam, daß erst die Fenster aufgemacht wurden und da und dort ein noch halb verschlafenes Gesicht unter einer Hausthür sichtbar wurde. Veronika mußte so früh sein, wenn sie etwas an ihrer Arbeit ausrichten wollte, denn am Abend wollte sie wieder heimkehren und eine Stunde hatte sie zu gehen. Das alte Häuschen mit den schönen Nelkenstöcken am Fenster, wo die lahme Sabine wohnte, war der Veronika wohl bekannt. Das Fenster war schon offen, sie trat hinein.

Oben auf Tannenegg saß Dietrich auch schon fröhlich an seiner Arbeit und pfiff ein lustiges Lied dazu. Geschäftig ging auch Frau Gertrud schon durchs Haus, von der Stube in die Küche und dann mit dem Futterbecken nach dem Grasplatz hinaus, wo die Schar ihrer schönen Hühner herumtrippelte. Noch war es ringsum still in den Nachbarhäusern. Nur drüben am Brunnen stand schon die emsige Judith und klopfte an ihrer Wäsche herum. Den Weg herunter kam mit langsamen Schritten der alte Küster, die großen Kirchenschlüssel an der Hand schlenkernd; er kam vom Läuten der Frühglocke her. Als er im Vorbeiweg am Brunnen zum Morgengruß seine Kappe ein wenig rückte, rief ihm die Judith zu:

Digitized by Google

„Wünsch' guten Tag! Ich meine, wenn jetzt der Alte ein wenig länger liegen bliebe und der Junge die Glocke ziehen würde, wär's auch nicht gefehlt."

„Einer wird's thun müssen", gab der Alte zurück und ging mit schlürfenden Schritten seinem Hause zu.

Wohl zwei Stunden mochte Judith schon gearbeitet haben, als unter der offenen Thür am Küsterhaus ein Bursche erschien, so stämmig und breit, daß er die ganze Öffnung ausfüllte. Er wollte sich strecken, fand aber keinen Raum mehr für seine Arme. So trat er heraus zu seinem Geschäft und sperrte seinen Mund zum Gähnen so weit auf, daß jeder Winkel darin sichtbar wurde.

„Da ist nichts drin, Blasi, das seh' ich wohl", rief ihm Judith zu. „Wärst du vor zwei Stunden gekommen, so hättest du eine sehen können, die hatte den ganzen Mund dick voll Gold."

Der Blasi schnappte zu. „Was? voll Gold!" schrie er und riß im höchsten Erstaunen seine verschlafenen Augen auf. „Warum thut's denn das dumme Weibsbild nicht in die Tasche? Woher ist sie?"

„Das kann dir gleich sein, du wirst wohl nie mit ihr zusammen kommen", entgegnete Judith.

„Pah, so sagt's doch", drängte der Blasi, immer näher kommend. „Man kann auch einer nachgehen, dann wird man wohl mit ihr zusammen kommen und dann kann man

Digitized by Google

nie wiſſen, was es giebt. Wo iſt ſie denn hin? Wißt Ihr nicht, wie ſie heißt?“

„Morgenſtunde heißt ſie, Blaſi“, ſagte Judith gelaſſen. „Haſt du das noch nie gehört: Morgenſtund hat Gold im Mund?“

Blaſi machte ein erboſtes Geſicht. Voller Ärger fing er an: „Das iſt auch nichts beſonders Geſcheites —“ aber es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß er urſprünglich der Judith etwas ganz anderes ſagen wollte, als er ſie bei ſeinem Heraustreten erblickt hatte. So lenkte er ſchnell ein: „Das iſt aber nun ganz gleich, ich wollte etwas anderes ſagen: Ihr könnt mir wohl ein Fränklein leihen oder zwei. Ich kann jetzt gerade noch ein Geſchäft abthun bis um 11 Uhr, dann muß ich die Mittagsglocke läuten, ich muß dem Vater ein wenig zuhilfe kommen.“

„Nein, nein, Blaſi, Fränklein habe ich keine für dich“, ſagte die Judith beſtimmt. „Bis um 11 Uhr ſind's noch drei Stunden. Brauch deine dicken Arme, das bringt dir Fränklein ein.“ Damit nahm ſie ihren großen Waſchkorb auf den Kopf und ging.

Der Blaſi ſchaute ihr erſt nach, dann ſchlenderte er, beide Hände in die Taſchen geſteckt, ein wenig den Weg hinauf. Etwas weiter oben ſtand des Schuſters altes Haus. Dort ſaß der Joſt vor der Thür und hämmerte wie ein Wütender auf einen Gegenſtand los. Als Blaſi langſam herankam und jetzt vor dem hämmernden Joſt ſtand, rief

Digitized by Google

dieſer erboſt: „Haſt du ſchon Feierabend, du Faulenzer? So einer kann ſpazieren gehen mit den Händen in der Taſche, und unſereiner ſoll auf dem Dreibein hocken und dieſen — dieſen — dieſen Tanneneggern die Sohlen zuſammenſtechen! Morgen iſt Kirchweih in Föhrenſee, da wollen ſie alle hin, und ich kann ihnen das Zeug flicken dazu. Wenn doch ein rechtes Donnerwetter dreinſchlüge und alles wegfegte und das auch und das auch und das auch noch!“ Damit hatte er den verlöcherten Stiefel in die Wieſe hinausgeworfen, dann den Hammer drüberhin und nun warf er den Dreibeinſchemel noch weit über das andere hinaus. Er war ganz weiß vor Wut.

„Pah“, ſagte Blaſi trocken, „du bekommſt dann doch Geld für das Flicken, da haſt du's beſſer als ich. Keinen Rappen hab' ich und muß etwas abzahlen. Ich habe dich eben fragen wollen, ob du mir nicht ein Fränklein leihen könneſt, du haſt ja ſchon Geld.“

„Ja, du Schafskopf“, fuhr ihn Joſt an, „ich werde wohl Geld für dich haben, wenn ich für mich ſelbſt keins habe! Geh zum Dietrich, der hat alle Taſchen voll und kann's nur vom Haufen nehmen. Aber ſei nicht ſo dumm, wie du ſonſt biſt, nicht ein Fränklein, gleich fünf Franken ſolle er dir leihen, ich brauche auch zwei oder drei, er bekommt ſie über acht Tage ſchon wieder zurück.“

Blaſi ſchien ein wenig unſchlüſſig zu ſein. „Zu dem wär' ich ſchon gegangen“, ſagte er zögernd, „wenn ich ihn

Digitized by Google

nur allein erwiſchen könnte. Aber ſeine Mutter iſt immer im Weg und ſieht einen ſo an wie die Vögel, wenn man die Neſter ausnehmen will. Vor der fürchtet's mir ein wenig."

„Es wird wohl noch erlaubt ſein, etwas zu entlehnen, wenn man's gleich wieder zurückgiebt! Sei doch kein ſolcher Tropf! Mach und geh!" Joſt fügte ſeiner Ermahnung gleich einen tüchtigen Stoß bei, ſo daß der Blaſi unwillkürlich ins Gehen, faſt ins Rollen kam. Er knurrte ein wenig über die erſchütternde Bewegung, die ihn ergriffen hatte, und brummte vor ſich hin:

„Der braucht auch nicht ſo zu thun und zu ſchimpfen, ich bin noch ſo gut wie er." Am Garten der Frau Gertrud ſtand er ſtill und ſchaute über die Hecke. Dietrichs Mutter war daran, ihre Gemüſebeete anzuſäen. Er ſchlenderte hin und her an der Hecke, und als er ſah, daß ſie an die andere Ecke des Gartens ging, nahm er an, nun könne er unbemerkt in die Stube hineinkommen, wo Dietrich ſitzen mußte, denn er hörte ſein Pfeifen durchs offene Fenſter. Er ging um den Garten herum und wollte eben zur hintern Thür ein, als Frau Gertrud vorn hereintrat und ihm entgegenkam. Er lief ſchnell vorbei, ſo, als habe er eigentlich nicht im Sinn gehabt, hereinzutreten. Dann ſtellte er ſich noch ein wenig auf die Lauer, und da die Zeit um ſeines Wartens willen nicht ſtille ſtand, wurde es 11 Uhr. Nun ging er, die Mittagsglocke zu läuten.

Digitized by Google

Am Nachmittag hackte auch die Nachbarin Judith in ihrem Gärtchen. Blasi hatte unschlüssig erst unter der Thür gestanden, jetzt kam er heraus und schaute der Arbeit ein wenig zu.

„Es nimmt mich nur wunder, Blasi", sagte Judith, den Kopf hebend, „daß du immerfort mit einem herumziehen magst, der dir das Geld von der Tasche wegfischt, eh du es nur drinnen hast. Mit einem solchen wollte ich doch nichts zu thun haben."

„Was? Wer?" fragte Blasi, in seinen leeren Taschen herumfahrend. „Wer fischt's weg? Wen meint Ihr denn? Sicher, ich habe auch schon gedacht, es thue mir's einer zuleid, daß ich zu nichts komme."

„Ich verrate keinen", sagte Judith fortarbeitend.

„Bah, so sagt's doch, man kann sich ja nicht wehren, wenn man nicht weiß, wer einem aufsätzig ist", brummte Blasi. „Ihr werdet doch wohl sagen können, wen Ihr meint."

„Das kann ich, geh und nimm ihn bei den Ohren, der Müßiggang ist's." Judith hatte zu ihrer Rede schnell den Kopf erhoben, jetzt hackte sie weiter.

Blasi war voller Ärger. Es war ihm so ein Eindruck gekommen, er könnte etwas zurückbekommen von dem, der ihn übervorteilt hatte, die Judith könnte Zeuge sein, weil sie's doch wußte. „Es ist auch der Mühe wert, so zu thun, wegen der paar Minütchen", sagte er dann knurrend, „ich

Digitized by Google

muß ja um 4 Uhr zum Läuten parat ſein, ich muß doch, denk' ich, dem Alten etwas abnehmen."

„Ja, ja, du nimmſt ihm mehr ab, als er hat", gab Judith zurück. „Vorhin hat es halb drei geſchlagen. Weißt du, wie viele Minütchen auf anderthalb Stunden gehen?"

„Mit Euch wird man nie fertig", brummte Blaſi und kehrte ſich, um wegzukommen.

„Aber ohne mich wirſt du's ſchon, mit allem was du haſt; fahr nur ſo fort", ſchickte ihm Judith nach.

Blaſi hatte immer noch ſein Vorhaben im Sinn. Im Garten der Gertrud war jetzt niemand zu ſehen. Er kletterte auf die Latten in der Hecke und ſchaute durch das offene Fenſter in die Stube. Dort ſaß neben dem Dietrich die Mutter, beide wacker arbeitend, und zwiſchendurch ſchwatzte und lachte der Dietrich, und die Mutter gab Antwort und lachte mit, aber keiner ſetzte die Arbeit aus. Blaſi ſah wohl, daß das noch eine Weile ſo fortgehen werde und daß es keine gelegene Zeit war, ſeine Angelegenheit anzubringen. Er wollte ein wenig warten, ſpäter konnte ja die Mutter etwas in der Küche zu thun haben. So wurde es 4 Uhr und er mußte gehen, ſeine Glocke zu läuten. Endlich, als die Feierabendzeit da war, kam Blaſi an ſein Ziel. Lauernd ſtand er an der Hausecke, als auf einmal Dietrich drüben die Thür aufriß und mit großen Schritten den Weg hinablief.

Digitized by Google

„Wart! Wart ein wenig! Lauf nicht ſo!“ keuchte es hinter ihm drein. Dietrich kehrte ſich um.

„Was willſt du? Mach ſchnell!“ rief er, „ich muß der Veronika entgegen, ſie kann nicht allein durchs Holz, wenn's dämmert.“

„Siehſt du“, ſagte Blaſi, ſchwer ſchnaufend, indem er den Dietrich am Arm feſthielt, denn noch einmal ſo zu laufen war ihm beſchwerlich, „ich bin ſo in der Verlegenheit, du kannſt mir wohl vier oder fünf Fränklein leihen, du mußt ſie dann ſchon wieder haben.“

„Ich habe nicht ſo viel bei mir; wart — da ſind zwei Franken und noch ein halber, das wird wohl genug ſein?“ Eilig warf Dietrich ſeine Geldſtücke in Blaſis Hand und lief davon.

Als es dunkelte, ſtand die Mutter Gertrud am Ende des Gartens und ſchaute den Hügel hinab. Erwartungsvoll horchte ſie auf jeden Ton, der von unten heraufkam. Sie wartete auf ihre Kinder, die ihr Leben ausfüllten und ihr ganzes Glück waren. Jetzt kamen ſie. Das war Dietrichs Stimme, die ſo eifrig erzählte, und Veronika mußte auch in guter Stimmung ſein, ſie lachte einmal ums andere, daß es hell heraufklang. Mit freudeerfülltem Herzen ging Gertrud ihnen entgegen.

Als ſie dann wieder in gewohnter Fröhlichkeit vereint um ihren Tiſch ſaßen, wollte die Mutter recht eingehend wiſſen, wie der erſte Tag am fremden Ort der Veronika

Digitized by Google

vergangen war und wie ihr wohl die ganze Arbeit gefalle.

„Gut, gut, Mutter“, sagte Veronika, auf deren Gesicht jetzt die Wolken, die so oft darauf lagen, einem heitern Lächeln gewichen waren, „ich bin so froh, noch so vieles lernen zu können! Aber das Liebste von allen ist mir doch, daß ich immer am Abend wieder heimkommen und bei euch sein kann.“

„Mir auch“, fiel Dietrich rasch ein, und in seinen Augen konnte man lesen, daß es wirklich so war, wie er sagte.

„Mir gewiß auch und nicht am wenigsten“, stimmte die Mutter mit ein. „Schon der Tag war mir recht lang, da du weg warst.“

„Wenn schon der Sohn die ganze Zeit bei dir saß und nicht vom Fleck wich“, ergänzte Dietrich lachend.

„Du weißt schon, wie das ist“, versetzte Gertrud, ihrem Sohn einen liebevollen Blick zuwerfend, „am liebsten habe ich die Kinder beide bei mir und gebe keines gern weg.“

Nun aber mußte Veronika noch erzählen, wie es ihr mit der Arbeit und mit der neuen Lehrmeisterin gegangen sei, und erst spät konnten sich die drei zum Auseinandergehen entschließen.

Digitized by Google

Kapitel V.

Auf unsichern Wegen.

Von diesem ersten Tag an konnte Dietrich seinen Gang am Abend fast nie allein machen. Blasi hatte beinahe täglich dasselbe Anliegen, oder ein ähnliches, das er durchaus dem Dietrich mitteilen mußte. Auch Jost, nachdem er die regelmäßigen Gänge seines Freundes entdeckt hatte, stellte sich häufig auf seinen Weg und hatte allerlei mit ihm zu verhandeln. Bis über den Wald hinaus gingen die beiden Begleiter immer mit, denn die lebhaften Verhandlungen waren nie vorher fertig. Traten sie dann aus dem Gehölz heraus, so wurde meistens unten auf der weißen Straße eine große Gestalt sichtbar, die den Berg heraufkam. Die dreie erkannten sie miteinander und ohne daß je ein Wort darüber geredet worden war, standen sie dann still, gaben sich die Hände und trennten sich. Jost und Blasi kehrten um, Dietrich ging vorwärts. Sie mußten alle drei das Gefühl haben, so sei es am besten. Dietrich kam zu dieser Überzeugung noch völlig, als eines Abends Veronika schon nah am Walde war, wie er eben mit seinen Begleitern heraustrat; sie hatten sich im Eifer ihrer Verhandlungen verspätet, Veronika hatte die beiden Kameraden gleich erkannt, wie schnell sie sich auch umgekehrt hatten.

Digitized by Google

„Die haben nicht das beste Gewissen", sagte sie zu Dietrich; „wenn sie etwas Gutes mit dir verhandelt hätten, so wären sie gewiß nicht so auf einmal davongelaufen, wie sie meiner ansichtig wurden."

„Sie können auch denken, daß wir lieber für uns sind und uns allerhand zu berichten haben, das sie nichts angeht", meinte Dietrich.

Veronika schwieg eine Weile, dann sagte sie wieder: „Ich wollte lieber, du wärest nicht viel mit den beiden zusammen. Der Blasi thut ja gar nichts und ein solcher ist doch ein Lump, und der Jost hat nichts Gutes in seinem Sinn. Man kann ihm nur in die Augen sehen; er blinzelt nur immer, gerade als dürfte er die Augen nicht recht aufmachen, weil sonst herauskäme, was drinnen ist. Ich glaube, der ist falsch."

„Nein, nein, das mußt du nicht denken von ihm", wehrte Dietrich gutmütig. „Er ist sicher nicht wie du meinst, er meint es recht gut mit mir und ist so gescheit, er hat mir schon manches gesagt, auf das ich gar nicht gekommen wäre und das ich gut brauchen kann."

Veronika sagte nichts mehr, aber Dietrich fühlte wohl, daß sie nicht anders dachte, als vorher.

Die Tage wurden länger und sonniger. Immer lieblicher duftete der Wald, wenn ihn am Abend die beiden durchschritten, und beide erfüllte das wonnige Gefühl, nun mußte es immer schöner werden, immer schöner.

Digitized by Google

Die Maitage waren da. Veronika wanderte durch den goldenen Abendschein der Höhe zu. Ihre Augen suchten die hohe Eiche oben am Waldsaum, wo der Fußweg herauskam und in die Straße einlief. Es war still und kein Mensch war zu sehen. Als sie oben angekommen war schaute sie hin und her, lauschte gespannt durch die Bäume hin — es blieb still. Nur leise säuselte es in den Wipfeln und hinter den dunkeln Tannen verglomm jetzt der Abendschein. Zum erstenmal trat Veronika allein in den Wald ein. Hier dunkelte es schon. Sie ging rasch unter den schwarzen Tannen hin, noch rascher, als die alten Bäume dichter wurden. Als sie wieder auf den noch lichtern Weg hinaustrat, sah sie von oben her einen in höchster Eile über Wiesen und Acker heruntergerannt kommen. Es war Dietrich. Atemlos kam er bei ihr an.

„Es ist mir gar nicht recht, daß du allein durch den Wald mußtest, ich meinte, ich komme noch früh genug", sagte er keuchend, „aber von denen kommt man auch nie weg. Schon zwei-, dreimal wollte ich fort, aber immer hatten sie noch etwas zu sagen und hielten mich noch einmal fest."

„Wo warst du denn, Dietrich?" fragte Veronika.

„Sie wollten etwas mit mir verhandeln, das heißt, der Jost hatte mir ein Vorhaben mitzuteilen, der Blasi war sonst dabei; Jost wollte aber lieber nicht so auf der Straße reden, da sind wir im Rehbock eingetreten und haben

Digitized by Google

uns ſo verſpätet drinnen. Was haſt du, Veronika, wird's dir ſchlecht?"

Sie war ſchneeweiß geworden. „Im Rehbock warſt du?" ſagte ſie mit ganzem Entſetzen, „geh nur nicht dahin! O geh nicht mehr dahin, Dietrich!"

„Ah bah, jetzt kommt die alte Geſchichte wieder", lachte Dietrich, „das ſind doch gewiß Mücken, die dich plagen, du weißt ſelbſt nicht, woher dir der Schrecken kommt vor dem Haus."

„Doch ich weiß es, das ſind keine Mücken", entgegnete Veronika noch ganz bleich. „Ich will dir's jetzt ſagen, was es iſt, es hat mich gequält, ſo lang ich denken kann. Wir waren noch klein, vielleicht weißt du's nicht mehr, da gingen wir mit der Mutter zum Doktor; du kamſt aber nicht mit ins Haus hinein, das weiß ich noch gut. Da erzählte die Mutter dem Herrn Doktor, im Rehbock haben ſie meinen Vater totgeſchlagen. Das habe ich nie mehr vergeſſen können, ich ſah ihn immer wieder vor mir liegen, totgeſchlagen. So manchmal träumte mir von ihm, wie er dalag und ſo ausſah, daß ich mich fürchtete. Und ſpäter manchmal, wenn ich ihn im Traum ſo mit Schrecken anſah, da war's auf einmal dein Geſicht und ich wußte, ſie hatten dich im Rehbock totgeſchlagen."

Dietrich wollte ein wenig lachen, aber als er in Veronikas Geſicht ſchaute, ſchwieg er. Die Sache mußte ihr tiefer gehen, als er meinte. Er ſuchte nun auf alle Weiſe

Digitized by Google

ſie zu überzeugen, daß ſie ſich vergebens ängſtige, es komme doch nur von einem Traum her, was ſie befürchte. Der Traum ſei auch ganz natürlich geweſen, wenn ſie am Tag immer an das Unglück gedacht habe, und im Traum ſei es ja manchmal ſo, daß auf einmal die Geſichter wechſeln. Aber dieſe Beweiſe ſchienen keinen beſonderen Eindruck auf Veronika zu machen. Sie ſagte nichts mehr, aber der Schatten auf ihrem Geſicht wollte ſich nicht mehr verziehen, wie ſehr ſich Dietrich auch Mühe gab, ihn mit heiteren Worten zu verſcheuchen. Auch daheim, beim gewohnten abendlichen Zuſammenſein war Veronika ſo ſtill, daß die Mutter einige Male fragend nach ihr blickte. Als man ſich ſchon zur Nacht getrennt hatte, kam Dietrich nach der Kammer der Mutter, er wollte noch mit ihr reden. Er erzählte ihr, was vorgefallen war, und bat, ſie möchte mit Veronika reden, daß ſie doch ihre grundloſen Sorgen aufgebe. So könne man ja keinen Schritt thun, ohne ihr Angſt zu machen. Dietrich erklärte auch ſeiner Mutter, wie natürlich das ſei, daß er etwa mit ſeinen Kameraden in den Rehbock eintrete, wenn ſie etwas zu verhandeln haben, da ſei ja nichts dabei, ſie ſollte es doch der Veronika ſagen und ſie darüber beruhigen. Die Mutter war ſehr verwundert, daß das Kind damals ihre Worte verſtanden und ſo tief zu Herzen genommen hatte. Sie wollte wohl mit Veronika reden, bat aber auch den Dietrich, ſich mit den beiden Kameraden nicht zu nahe einzulaſſen, was er

Digitized by Google

ganz willig und gern versprach, denn es lag ihm nicht so viel an ihrer Gesellschaft. So konnte die Mutter auch ihm versprechen, daß sie Veronika zu beruhigen suchen wollte. Bei weiterem Nachdenken meinte sie aber nachher, Stillschweigen sei für einmal das Beste, Veronika vergesse in der Weise am schnellsten, was sie doch nur darum so sehr erschrecken konnte, weil es ihr mit dem Schrecklichen der Vergangenheit wie zusammenzuhängen schien.

Am folgenden Abend lief Dietrich früher als gewöhnlich vonhause fort; er hatte offenbar im Sinn, heut allen Begegnungen auszuweichen und so der Veronika weiter als je entgegenzukommen. Aber kaum war er unter der Gartenhecke angelangt, so kam Blasi hinter den Bäumen hervor, wo er auf den Kameraden gelauert hatte. Dietrich wollte schnell an ihm vorbeieilen und ihm zeigen, daß er heute keine Gesellschaft wolle, aber es half nichts. Blasi hatte nicht umsonst schon seit einer halben Stunde gewartet, um nicht zu spät zu kommen. Er war heut in einer ganz aparten Verlegenheit und Dietrich sollte ihm diesmal mit etwas mehr nachhelfen als gewöhnlich, dafür wollte er dann aber auch mehr zurückgeben, sobald er's konnte.

„Ja, das wirst du bald können", sagte Dietrich ärgerlich, „was hast du denn zurückgegeben, seit du von mir entlehnst? Laß mich jetzt, ich habe keine Zeit."

Aber Blasi lief mit und bevor er noch seine ganze Verlegenheit geschildert hatte, kam schon Jost von unten her

Digitized by Google

den beiden entgegen und hielt den eiligen Dietrich am Arm fest. „Komm, komm“, rief er, „ich muß dir durchaus etwas sagen, du wirst die Augen aufthun, Dietrich. Ich bin expreß so früh da hinuntergelaufen, um dich ja nicht zu verfehlen. Ich war schon im Rehbock und habe dafür gesorgt, daß sie niemand ins hintere Stübchen lassen, daß wir ungestört reden können. Komm nur schnell.“

„Nichts, nichts“, wehrte Dietrich und machte den Arm los, „ich habe keine Zeit und du wirst nichts so Besonderes zu sagen haben, ich muß gehen“, und Dietrich ging mit großen Schritten davon. Aber Jost ging mit. „Sei doch kein solcher Dummkopf, Dietrich“, rief er erbost, „so hör doch, wenn ich dir sage, ich habe dir etwas mitzuteilen, worüber du froh sein kannst. Du läufst ja gerade um ihretwillen so davon, und sie geht es sowohl an, wie dich. So steh doch einmal still und lauf nicht wie einer, den der Landjäger will! Aber Dietrich stand keinen Augenblick still! „Was weißt du denn von dem, was sie angeht“, warf er zornig zurück, „sorg du für die, die dich angehen.“

Es mußte dem Jost viel daran liegen, den Kameraden zu gewinnen. Mit schmeichelndem Ton sagte er: „Aber Dietrich, ich meine es ja so gut mit dir. Du wirst mir sicher nachher dankbar sein. Weißt du was, weil du doch jetzt so eilig bist, so will ich dich nicht aufhalten, aber komm, nachdem du mit allem andern fertig bist, noch einen

Digitized by Google

Augenblick in den Rehbock heut Abend, wir können dann noch miteinander reden, es ist gewiß zu deinem Vorteil, glaub's nur auch! Kommst du?"

„Meinetwegen", sagte Dietrich und lief mit immer größeren Schritten davon. Blasi sah, daß für den Augenblick keine Aussicht auf Rettung aus der Verlegenheit war. So schob er seine ferneren Bemühungen auf den Abend auf und kehrte mit Jost um, nicht ohne mit diesem im Vorbeiweg schnell im Rehbock einzutreten, denn der Lauf hatte warm gemacht, man mußte sich ein wenig erfrischen.

Lange bevor sie zum Wald kam, traf Veronika heute mit Dietrich zusammen. Er suchte auf alle Weise die Schweigende fröhlich zu stimmen und den Eindruck vom gestrigen Abend ganz bei ihr auszulöschen. Es gelang ihm nicht so, wie er meinte; bei Veronika saßen die Eindrücke zu fest, um nur so schnell weggewischt zu werden.

Als nach der gewohnten, traulichen Abendzeit alle drei nach ihren Kammern gingen, schwankte Dietrich ein wenig, ob er nun sein halb gegebenes Versprechen halten, oder daheim bleiben wolle. Die Worte seines Kameraden stiegen ihm wieder auf, es gehe ja sie so gut an wie ihn selbst, und obwohl gleich der Unwille wieder in Dietrich aufbrannte, daß Jost an Veronika denken sollte, so als ginge sie ihn etwas an, so nahm es ihn doch wunder, was er denn damit meinen könnte. Plötzlich kehrte er um, ging leise wieder die Treppe hinab und verließ das Haus.

Digitized by Google

Im Rehbock ſtand Joſt unter der Hausthür und ſchaute nach dem Dietrich aus, als dieſer herankam. Sie traten mit einander in das Hinterſtübchen ein. Dort ſaß Blaſi allein am Tiſch hinter einem großen Humpen, der war leer. Der Blaſi ſaß nie hinter einem vollen, denn dieſe waren doch dazu da, daß man ſie leerte, und auf dieſem Gebiete ſtand er nie an, gleich auszuführen, was doch ſein mußte.

„Es iſt gut, daß du kommſt“, rief er dem hereintretenden Dietrich entgegen, „wir ſitzen da ganz im Trocknen.“

Dietrich verſtand, daß er nun für etwas Naſſes zu ſorgen hatte, denn auch Joſt ſchien zu erwarten, daß er dem unfruchtbaren Zuſtand abhelfe. Als dieſes geſchehen war und die drei nun wohl verſorgt zuſammenſaßen, fing Joſt mit gedämpfter Stimme an: „Dietrich, ich habe dir etwas zu ſagen, das brauchen die draußen nicht zu hören. Der Blaſi kann da bleiben, weil er unſer Kamerad iſt —“

„Und man ihn auch etwa brauchen kann“, ergänzte Dietrich behend, denn er wußte wohl, daß von jeher Joſt den Blaſi vorgeſchoben hatte, wo er ſelber nicht gern voranging.

„Das iſt nicht ſo wichtig“, fuhr Joſt fort, „aber hör jetzt zu! Weißt du, wie einer, der keinen Pfennig im Sack hat, über Nacht dazu kommt, ein großes, ſteinernes Haus zu bauen und ein Herr zu ſein, wie der Löwenwirt in Föhrenſee es gemacht hat? Ich weiß wie. Ich kenne einen,

Digitized by Google

der hat mir alles haarklein erklärt, und ich ſage dir, Dietrich, du haſt nur ja zu ſagen, ſo machſt du dasſelbe, und die ganze Sattlerei auf dem Stühlchen hört auf. Du kannſt etwas wagen, du biſt kein Lump, und ſo geht's bei dir noch viel ſchneller."

„Meinſt du mit Spielen?" fragte Dietrich verächtlich, denn davon hatte er nie etwas wiſſen wollen.

„Nein, nein, etwas ganz anderes", berichtigte Joſt. „Es iſt mit Papieren, du haſt gar nichts zu thun dabei. Du ſetzeſt etwas ein, und du kannſt auf einmal das Drei- und Vierfache gewinnen."

„So, aber wenn ich's verliere, dann hab' ich, denk' ich, auch das Vierfache verloren", meinte Dietrich.

„Das iſt nicht geſagt, und dann iſt's ganz ſicher, daß man immer gewinnt, man muß nur aushalten können", behauptete Joſt, „und du haſt's ja. Du haſt's lang gut, du brauchſt nicht abzugeben, wenn's das erſte Mal fehlt, und in die Länge iſt der Gewinn ganz ſicher."

„Sicherer wird wohl ein Handwerk noch ſein und meines geht gut", ſagte Dietrich.

„Ja, gut, auch noch!" warf Joſt verächtlich hin. „Einer wie du biſt und mit dem Einſatz, den du hätteſt, da ſitzen auf dem Sattlerſtuhl Jahr für Jahr und dich abſchinden, und was haſt du dann? In zehn Jahren noch nicht einmal ſo viel, daß du dein Haus zurecht bauen kannſt, wie du's wollteſt, und in zehn Jahren mehr biſt du noch

Digitized by Google

lange kein Herr und ſie wird auch lieber vorher etwas mit dir genießen und nicht warten, bis ſie fünfzig Jahr alt iſt."

Dietrich wurde dunkelrot vor Zorn. „Was brauchſt du immer an ſie zu denken und von ihr zu reden? —" brach er aus. „Du haſt nichts mit ihr zu ſchaffen, bleib du bei dem, das du zu ſagen haſt."

„Warum mußt du denn deswegen ſo thun", fragte Joſt mit einem lauernden Blinzeln. „Meinſt du denn, es komme einem nicht in den Sinn, an wen du denkſt und für wen du's thuſt, wenn du ſo darauf los arbeiteſt, als wär's eine Freude, es zu thun."

„Und ſo dumm iſt es nicht einmal, an ſie zu denken; vielleicht thät's ein anderer auch noch, wenn es etwas nützte", bemerkte der Blaſi, indem er zum Joſt hinüberblinzelte. Aber dieſer wollte nichts verſtehen. Er fuhr, gegen Dietrich gewendet, fort: „Gefahr iſt ja gar keine für dich dabei. Wir teilen Gewinn und Verluſt, und gefällt's uns nicht, ſo hören wir gleich auf. Ich weiß aber nicht, warum es uns nicht gefallen ſollte, wenn wir auch zu etwas kämen, ohne uns von früh bis ſpät abzuquälen und es auch einmal haben könnten wie andere. Sieh, der da, der hat's auch gut genug, ſo würde es mir auch gefallen."

Es raſſelte ſoeben ein Wagen vorüber. Der Herr, der darin ſaß, trieb das rennende Pferd immer noch mehr an.

Digitized by Google

„Das ist ja der Doktor", sagte Dietrich hinausschauend, „der hat aber auch gearbeitet und thut's noch. Er fährt sicher einem Kranken nach, so im Galopp wird wohl der alte Herr nicht spazieren fahren und dazu noch so spät."

„Ja, arbeiten", höhnte Jost; „so will ich auch arbeiten, in einer Chaise sitzend und ein Roß davor. Ich denke, es ist etwas anderes, mit seinen Händen schaffen zu müssen, wie unsereiner muß vom Morgen bis zum Abend."

„Die Hände wird der Doktor wohl auch brauchen müssen, das könntest du auch wissen", meinte Dietrich, „und Feierabend haben wir nun schon lang, und er kann nun erst wieder auf die Arbeit fahren um 11 Uhr nachts, das ist doch sicher so."

„Laßt jetzt das unnötige Schwatzen und gieb einmal Antwort", sagte Jost ärgerlich. „Willst du ein Narr sein und dich schinden und zu nichts kommen, oder willst du's so gut haben wie andere auch? Ein anderer, als du, hätte mir schon lang gedankt, daß ich ihm zuerst von der Sache sage. Ich thu' es auch nur für dich, weil wir alte Freunde sind; ich wüßte manchen, der froh genug wäre, so etwas zu kennen. Du kannst dich ja über Nacht noch besinnen, du bist sicher morgen Abend nur so froh, daß du wieder kommen kannst und dir der Weg noch offen steht. Ich bringe dann einen mit, der alles kennt und dann machen wir's hier fest mit ihm."

Digitized by Google

Es war Dietrich recht so, er wollte sich noch besinnen über Nacht.

Nun mußte aber noch ein paarmal angestoßen werden auf die künftigen glücklichen Tage und zuletzt kam auch Blasi noch zu einer ganz erfreulichen Unterstützung, als Aushilfe aus seiner Verlegenheit, denn in Aussicht auf die nahenden Glücksgüter war Dietrich sehr guter Laune geworden.

Veronika hatte, wie nach ihrer Gewohnheit, am Abend in ihrer Kammer sich noch zu einer Arbeit hingesetzt. Sie war, wie öfters geschah, dabei so eifrig geworden, daß sie nicht beachtete, wie die Stunden dahingingen.

Jetzt schlug es drüben am Kirchturm 1 Uhr. Sie packte ihre Arbeit zusammen und wollte sich schnell niederlegen, denn um 5 Uhr mußte sie wieder ihr Lager verlassen.

In diesem Augenblick hörte sie, wie unten leise die Thür aufgemacht und dann von innen verschlossen wurde. Sie löschte ihr Licht aus und machte noch leiser ihre Kammerthür auf.

Ein schwacher Mondschein erhellte die Treppe. Mit kaum vernehmbaren Schritten kam es heraufgestiegen — es war Dietrich. Er ging seiner Kammer zu und trat geräuschlos ein.

Digitized by Google

Veronika ſchloß ihre Thür. Sie ſetzte ſich auf ihr Bett hin; alles Blut war ihr zum Herzen zurückgetreten, ſie konnte ſich nicht rühren. Sie wußte augenblicklich, woher Dietrich, den ſie ſchon lange ſchlafend glaubte, gekommen war.

So blieb ſie in dumpfem Weh eine Zeit lang ohne Regung ſitzen. Dann erhob ſie ſich, zündete wieder ihr Licht an, ſetzte ſich aufs neue zu ihrer Arbeit, und raſtlos, immer ſchneller, immer ſchneller flog die Nadel durch das weiße Tuch. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen.

Auch Dietrich ſchlief lange nicht ein; unruhig gingen in ihm die Gedanken auf und nieder.

Was ſollte er thun?

Wenn es doch einmal möglich war, ohne Arbeit reich zu werden und in ſo kurzer Zeit, warum ſollte er es denn nicht auch thun?

Sollte er mit der Mutter darüber reden? Nein, dann war alles aus.

Dietrich hatte das beſtimmte Gefühl, ſie ſei noch ſo für das Alte, daß ſie von ſo etwas Neuem nichts wiſſen wollte und gewiß dabei verharren würde, man müſſe bei ſeiner Arbeit bleiben, nur ſo komme man zu einem rechten Gewinn.

Und Veronika?

Digitized by Google

Mit ihr wäre gar nicht zu reden, ihr ging ja die Arbeit über alles, sie würde gar nicht begreifen, daß man nur etwas anderes wünschen konnte.

Wenn nun aber alles gelänge, dann wären doch die Mutter und Veronika auch so glücklich dadurch, wie er selbst. Wie konnte er dann gleich vorwärts gehen mit seinen größten Wünschen, was hatte er Veronika anzubieten!

Noch eh' er entschlief, hatte Dietrich beschlossen, morgen mit Jost einzutreten.

Am frühen Morgen, als Gertrud herunterkam, fand sie das Frühstück schon ganz bereit und Veronika zum Fortgehen gerüstet.

„Wart nur noch einen Augenblick", sagte die Mutter, „der Dietrich kommt ja auch gleich, ich höre ihn schon kommen."

„Ich muß gehen", entgegnete Veronika kurz. Sie ging. Aber bei der Thür kehrte sie wieder um. Das Blut war ihr dunkelrot in die Wangen gestiegen. „Mutter", sagte sie und ihre Stimme zitterte vor Erregung, „um Gotteswillen verbiet es ihm, dorthin zu gehen, er ist gestern um 1 Uhr heimgekommen." Dann ging sie.

Gertrud schaute ihr verwundert nach.

Als Dietrich wohlgemut herunterkam und gleich zuerst nach Veronika fragte, sagte ihm die Mutter von ihrer erneuerten Angst und daß sie wohl darum so schnell schon

Digitized by Google

fort sei. Aber er beruhigte die Mutter so zuversichtlich, daß sie sah, es war ihm ernst damit. Er sagte, die Mutter wäre selbst dafür, daß man einem Kameraden in einer Sache beistehe, die seine Lage erleichtere und ihm vorwärts helfen könne, wenn man dabei selbst noch einen Gewinn habe. Darüber haben sie gestern verhandelt. Jost müsse ja schwer arbeiten, wenn er nur durchkommen wolle, und wenn er, Dietrich, den Kameraden zu etwas Besserem verhelfen könne und dabei für sich selbst gute Aussichten habe, so könne doch die Mutter sicher nichts dagegen haben.

Die Mutter war mitleidig und meinte, wenn es nichts Unrechtes sei, so soll er dem Jost beistehen, sein Vater habe ihm auch gar nichts hinterlassen, nicht einmal rechtes Werkzeug, er habe alles verliederlicht. „Da hast du's doch anders, Dietrich", schloß sie, „dein seliger Vater hat dir durch seinen Fleiß eines der besten Geschäfte hinterlassen, und so wie du arbeiten kannst, bringst du's in wenig Jahren zu etwas Schönem. Wie hat es uns doch der liebe Gott so gut gegeben! Wir können noch schöne Tage zusammen haben, Dietrich."

Er stimmte fröhlich mit ein, aber er fand es besser, seine Sache nicht weiter zu erklären. Unrechtes wollte er ja nicht thun, aber die Mutter hielt nun einmal an den alten Ansichten fest und konnte vielleicht gar nicht begreifen,

Digitized by Google

was er im Sinne hatte. So wollte er sie lieber dann mit den schönen Erfolgen überraschen.

Kapitel VI.

Die lahme Sabine weiß einen Weg.

Die lahme Sabine schaute mit ihren durchdringend klugen Augen, wie bucklige Leute so oft haben, einmal auf ihre Arbeit, die mit der größten Sauberkeit ausgeführt wurde, einmal auf die vor ihr sitzende Veronika. Sabine war von Kind auf bucklig gewesen; lahm war sie erst später geworden, doch ging sie wohl seit zwanzig Jahren schon an ihren Krücken.

Veronika stickte an ihrem Tuch fort, an dem sie in der Nacht gearbeitet hatte.

Als Sabine mehrere Male forschend auf die Stickerin, dann auf ihr Werk, dann wieder auf Veronika zurückgeblickt hatte, sagte sie bedächtlich: „Veronika, über dich muß ich mich verwundern. Auf den Knieen hast du eine Arbeit, wie keine zweite sie macht. Ein Stich ist wie der

Digitized by Google

andere, das Wollentuch und die Seide sind wie Schnee, als hättest du's gar nicht berührt, und das alles mußt du in der Nacht gemacht haben, gestern Abend warst du lang nicht so weit. Was du in die Hand nimmst, gelingt dir. Und doch ziehst du jeden Tag deine Brauen mehr zusammen und um die Augen wetterleuchtet's dir manchmal, als wolle ein Gewitter losbrechen nicht zum Spaß. Woran kann es denn dir nur fehlen? Sieh einmal in den Spiegel! Machst du ein freundliches Gesicht, so bist du das schönste Mädchen weit und breit, und gewachsen bist du wie eine Tanne. Weißt du denn nichts davon?"

„Was hilft einem so etwas?" sagte Veronika und zog ihre Brauen noch etwas mehr zusammen.

„So, was einem so etwas hilft, meinst du?" versetzte Sabine schnell. „Wenn du's nicht hättest, wüßtest du's schon, ich könnte dir etwas davon sagen! Aber hör jetzt, Veronika, zieh die Falten auseinander, ich habe dir etwas mitzuteilen, das dich schon fröhlich machen kann. In Föhrensee hat man eine Gewerbeschule gegründet, und nun wollen sie eine große Frauen-Arbeitsschule damit verbinden und brauchen eine Lehrerin und Vorsteherin, die alle nötigen Arbeiten versteht und gut ausführt. Sie wollen mir die Stelle geben, aber dazu reichen meine Kräfte nicht mehr. Ich habe ihnen gesagt, an Kenntnis der Arbeit seist du so viel wie ich und an Frische und Kraft und Gewandtheit

Digitized by Google

hundertmal mehr. Es ist kein Zweifel, daß sie dir die Stelle antragen, und dann kannst du ein Herrenleben führen, Veronika, dein Glück ist gemacht."

Erst jetzt hob Veronika ihren Kopf in die Höhe, schüttelte ihn zweifelnd und sagte: „Das wird wohl nicht für mich sein."

„Nicht für mich sein", wiederholte Sabine ein wenig ärgerlich, „wenn ich sage: es ist so; dein Glück ist gemacht."

„Ich kann das Glück nicht ergreifen", sagte Veronika und beugte sich wieder über ihre Arbeit.

Die klugen Augen der Sabine warfen einen durchdringenden Blick auf das Mädchen. „Was führst denn du für Redensarten?" sagte sie unwillig, „dir hätte ich nicht so unverständiges Zeug zugetraut, du siehst nicht danach aus. Wer hat dir so etwas in den Kopf gesetzt?"

„Ich will Euch schon sagen, was ich erfahren habe, es ist keine Redensart", sagte Veronika ruhig. „Wie ich noch ein kleines Kind war, hab' ich immer ein Sprüchlein gelesen, es hieß so:

‚Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.'

Ich merkte daraus schon, daß das Glück etwas Schönes sei, und wollte gern wissen, wie man es ergreift; da hat es mir die Base Judith erklärt, man müsse es ergreifen, wie

Digitized by Google

alles andere, mit den Händen, das heißt, durch die Arbeit. Von da an war ich auf alle Arbeit so erpicht, wie die anderen Kinder aufs Lustigmachen und immer mehr, je größer ich wurde und je mehr ich nach dem Glücke begehrte. Manchmal am Sonntag bin ich zu meiner Arbeit in meine Kammer hinaufgelaufen und habe die Thüre geschlossen, daß die Mutter nicht hereinkomme, denn sie hätte es nicht gelitten. Da habe ich fort und fort gemacht ohne Aufhören, so lang ich es zwingen konnte, und in die Nacht hinein hab' ich es immer gethan und thu' es jetzt noch bis um 1 Uhr und 2 Uhr des Morgens, aber das Glück habe ich nicht ergriffen damit. Wenn ich so mit den Händen arbeite, was ich schon lange kann, so haben die Gedanken erst recht Zeit, zu gehen wohin sie wollen und ich muß mit. Und die führen mich nicht zum Glück, nein, immer weiter weg davon."

Sabine hatte aufmerksam zugehört. „So, so, jetzt kann ich dich verstehen, Veronika", sagte sie nun in teilnehmendem Tone, „davon weiß ich auch etwas. Die Judith hat dir etwas Rechtes gesagt, aber es war nur eine Hälfte, die andere fehlt. Man ergreift nicht nur mit den Händen, sondern noch auf eine andere Weise. Wenn ich dir eine lehrreiche Geschichte erzähle, so ergreifst du sie auch, aber nicht mit den Händen, sondern mit deinen Gedanken und deinem Verständnis und da verarbeitest du sie und hast den Gewinn davon. Und jetzt will ich dir auch gerade eine

Digitized by Google

Geſchichte erzählen von mir ſelbſt; es iſt mir in einem Teil gegangen, wie dir und ich kann dich wohl verſtehen, und ſo will ich hoffen, daß es dir im andern Teil auch gehen kann, wie es mir gegangen iſt und du einen Nutzen von meiner Geſchichte haſt. Sieh, Veronika, ſo lange ich ein Kind war und noch weit in die Jahre hinein, in denen du jetzt biſt, hab' ich ein ſolches Leid im Herzen gehabt, daß ich kaum einmal ohne Thränen eingeſchlafen bin. Weißt du warum? Du wirſt es ſchon nicht begreifen, man weiß nur von dem, das man ſelbſt empfunden hat, wie weh es thut, nicht vom Leid der andern. Meines war, daß ich bucklig war. Ich weiß noch jetzt, als wär's geſtern geweſen, wie es mir zuerſt ins Bewußtſein kam, daß ich nicht war, wie die andern und daß ich mein Leben lang nie ſo ſein würde. Wir kamen aus der Schule und hatten einen kleinen Streit untereinander. Da rief mir eines der Kinder verächtlich zu: ‚Schweig doch du, du haſt ja einen Buckel!' Von dem Tage an war ich nie mehr froh und wurde auch ſcheu gegen alle Menſchen, denn wenn einer mich anſah, ſo dachte ich, der denkt jetzt verächtlich bei ſich: die hat ja einen Buckel. Den Kindern lief ich aus dem Wege, denn wo nur eins lachte, meinte ich, es lache über meinen Buckel. Wollte noch jemand beſonders freundlich mit mir ſein, ſo rief ich fort, ſo ſchnell ich konnte, denn ich dachte: der hat den Buckel noch nicht geſehen, aber wenn er ihn ſieht, ſo wird er verächtlich gegen mich. Ich ſah jeden Menſchen

Digitized by Google

darauf an, ob er grad gewachſen ſei, und ſie waren es alle, nur ich nicht. Ich dachte, ich ſei das unglücklichſte Geſchöpf auf der Welt und müſſe es mein Leben lang bleiben. Da ſtarb ein Kind aus unſerer Schule und wir Schulkinder gingen alle hinter der Leiche zur Kirche. Ich hatte mich aber in die Großen hinein verkrochen, ich dachte, ſo ſehe mich keiner, denn auf den Kinderzug ſchauten alle Leute beſonders. Da hörte ich, wie eine Frau zur andern ſagte: ‚Es iſt gut, daß die Mutter ſoviel Arbeit hat, ſo kann ſie den Kummer darüber vergeſſen.‘ Das traf wie ein Blitz in meine Gedanken hinein, die immer dieſelben waren. Alſo wenn man viel Arbeit hatte, vergaß man den Kummer. Das wollte ich auch machen. Noch an demſelben Tag bat ich die Mutter, daß ſie mich gleich etwas lernen laſſe, ich möchte gern viel, viel arbeiten. Es war ihr recht. Sie ließ mich neben der Arbeitsſchule noch manche Stunde zu der Lehrerin gehen, und wie ich aus der Schule kam, verbrachte ich meine ganze Zeit bei ihr und ſpäter ließ mich die Mutter noch in eine andere Lehre eintreten, wo ich noch viel weiter kam. Und wie ich fertig war, bekam ich Arbeit genug und ich hörte wohl manchmal, wie eines zum andern ſagte: ‚Der geht's lang gut!‘ Aber wie war mir's dabei zumut? Gerade ſo, wie dir jetzt, Veronika. Ja, ſieh du mich nur mit großen Augen an, ich weiß perfekt, was du jetzt denkſt. Du denkſt, das iſt ja gar nichts im Vergleich zu dem, was mich quält. So denkt jeder vom Kummer

Digitized by Google

des andern, es ſticht keiner ſo wie der eigene. Aber ſo war's! Da ſaß ich nun mit meiner Nadel und ließ ſie laufen von früh bis ſpät, und was ſie machte war recht, es that mir's keine gleich. Ich ſah es ſelber gern und konnte mich etwa einen Augenblick ſo halb daran freuen. Aber was war das! Unten durch lief es mir beſtändig durchs Herz wie ein trübes Waſſer, das mir alles verdarb. Immer tönte es herauf: ‚Du biſt doch bucklig, du kannſt es nie haben wie andere Mädchen!' Ich vergaß es keinen Augenblick. So ging es fort mit mir, bis ich zwanzig Jahre alt war. Da fuhr mir eine Krankheit in den Fuß, ſo daß es mich ganz ins Bett warf. Die Bitterkeit ſtieg mir im Herzen auf, ich ſagte: muß ich allein denn alles haben? Wie konnte ich denken, daß das mein Glück ſein ſollte! Der Doktor kam viel zu mir; er war ſo ſorgſam mit mir, als wär ich eines, das ihn mit großen Summen zahlen könnte. Aber er mochte es gern ſehen, daß ich nicht müßig ſein konnte. Wenn ich noch ſo ſtarke Schmerzen hatte, meine Arbeit ließ ich nicht; er traf mich nie anders, als mit der Nadel in der Hand. Das gefiel ihm. Wie ich nach vielen Wochen mit der Krankheit ſfertig war, ſo daß der Doktor ſagte, er komme zum letztenmal, da war ich freilich lahm, gehen konnte ich erſt gar nicht und nachher nur noch mühſam an den Krücken. Wie nun dies letzte Mal der Doktor fortging und ich zahlen wollte, ſagte er, davon wollen wir jetzt nicht reden, wenn wir auch beide arbeiten müſſen, ſo

Digitized by Google

könne er's doch noch mit gesunden Gliedern thun und ich nicht. Dann gab er mir mitleidig die Hand und sagte, es sei schwer für mich, so am Sonntag nach der Wochenarbeit nicht einmal hinausgehen zu können, mich zu erfreuen. Ich solle einmal zu seiner Frau kommen, sie habe viele Bücher, sie werde mir alle zu lesen geben, daß mir die Sonntage nicht lang werden. Ich hatte nie viel gelesen, ich hätte die Arbeit nicht darangegeben, lieber nahm ich noch den Sonntag dazu, wie du auch. Aber ich folgte dem Rat des Doktors und ging. Seine Frau war sehr freundlich mit mir und gab mir gleich ein Buch. Sie sagte auch, ich solle nur immer wiederkommen, ich müsse immer etwas Neues haben. Am ersten Sonntag fing ich zu lesen an. Das Buch war so, daß ich weiter und weiter fortfahren mußte; den ganzen Sonntag durch legte ich es nicht aus der Hand und in der Woche noch konnte ich nicht anders, ich mußte es wieder nehmen und ein wenig fortfahren, ich vergaß sogar meine Arbeit darüber. Da war von fremden Ländern erzählt und Völkern, wie sie leben und von ihren Sitten und Gebräuchen. Und besonders merkwürdige Sachen standen da von den Frauen, wie sie es in vielen Ländern haben, wie sie nur so verhandelt werden für Wolle und Tuch und Vieh, und wie sie nachher dem Mann gehören wie ein Stück Hausrat und er mit ihnen machen kann, was er will, nicht anders, als einer bei uns mit Hund und Katze verfahren darf. Und von

Digitized by Google

anderen Orten ſtand da, wie die Frau ſich noch lebendig verbrennen laſſen muß, wenn ſo ein Herr ſtirbt, weil ſie nur ſo als ein Nebenſtück von ihm gilt und allen Wert verloren hat, wenn das Hauptſtück weg iſt. Ja, was in der Welt alles geht, es iſt nicht zu faſſen! Ich bekam einen rechten Durſt, immer mehr zu vernehmen. Ein Buch nach dem andern gab mir die Frau Doktorin und immer war wieder etwas Neues darin und etwas Merkwürdiges. Was lernte ich da alles kennen, was ich nie gewußt noch gedacht hatte! Da habe ich auch etwas vernommen, das hatte ich nie ſo verſtanden vorher; die greulichen Sachen, die mit den Frauen vorgehen, und ihr Sklaventum iſt erſt weggekommen, als unſer Herr Chriſtus in die Welt gekommen iſt und den Menſchen geſagt hat, es ſei eine Seele gerade ſo viel wert, wie die andere, ganz gleich, ob Mann oder Frau, Herr oder Knecht. Es ſoll jeder ſeine Freiheit haben, einer wie der andere, und nur durch die Liebe ſollen zwei zuſammen verbunden ſein und niemals durch ein Eigentumsrecht. Aber auch heutzutage giebt's noch Länder und Inſeln, wo die Menſchen ſich wie nichts totſchlagen und auffreſſen, und die Weiber werden vertauſcht und noch ſtets wie eine Ware behandelt und verkauft. Nur allein wo man die Menſchen erzieht nach den Lehren unſeres Herrn Jeſus Chriſtus, der unſere Religion gebracht hat, da kommt jeder zu ſeinem Menſchenrecht. Wie ich dann ſo fort und fort las, kamen mir ſo viele neue Gedanken und Eindrücke,

Digitized by Google

daß ich manchmal ganze Tage lang völlig vergaß, daß ich bucklig war, und wenn es mir einmal wieder aufstieg, so machte es mir nicht mehr denselben Eindruck, es kam mir gar nicht mehr so wichtig vor. Was geschah doch auch alles in der Welt und wie viel tausend Menschen draußen hatten noch ganz andere Leiden und Gebrechen zu tragen! Und zuletzt vergaß ich's ganz, es kam mir gar nicht mehr in den Sinn, und ich bin so glücklich geworden und froh über meine Arbeit und mein unabhängiges Leben, und daß ich so fortfahren konnte, zu vernehmen, wie es überall ist in der Welt und wie gut ich's habe, Hunderten voraus. Ja, Veronika, ich kann dir's sagen, ich bin so glücklich jetzt, daß ich für alles danken kann, wie es der liebe Gott mit mir geordnet hat. Aber du, das sag' ich dir, du hast kein Recht, in deinen schönsten Jahren herumzugehen wie eine Wetterwolke. Sag, ist denn unser Herr Gott dir, oder bist du ihm etwas schuldig? Hast du ihm etwa für nichts zu danken? Andere wissen es, was du alles zum voraus hast vor ihnen. Raff dich einmal auf und such einen neuen Weg, daß deine Gedanken eine andere Richtung bekommen!"

„Das wollte ich ja so gern", sagte jetzt Veronika, die mit großer Aufmerksamkeit der Erzählung gefolgt war. „Habt Ihr noch ein solches Buch bei Euch und wollt Ihr es mir zu lesen geben?"

Das wollte Sabine herzlich gern thun. Sie hatte auch eben ein Buch fertig gelesen, von dem sie eine gute Wirkung

Digitized by Google

erwarten durfte. Veronika trug es am Abend mit großer Hoffnung im Herzen heim, denn so lebendig hatte Sabine die glückliche Veränderung in ihrem Innern geschildert, daß es der Veronika war, als sei auch sie schon auf dem Wege dazu, und wie verlangte sie danach, aus den düstern Gedanken herauszukommen und einmal froh und glücklich zu werden! Noch an demselben Abend setzte sie sich in ihrer Kammer hin und begann zu lesen. Es ging nicht, wie sie gemeint hatte. Sie vernahm wohl die Dinge, die da standen, aber so als höre sie etwas in der Ferne, aber viel näher und lauter tönte etwas anderes in ihr Ohr und ihre Gedanken hinein. Es war das trübe Wasser, das unten durchlief, wie die Sabine gesagt hatte, und es war kein ruhiges Wasser. Die Wellen stiegen immer höher und übertönten alles andere, so daß Veronika zuletzt gar nichts mehr vernahm von dem, was sie las. Aber sie wollte fortfahren, vielleicht kam es noch anders. Erst als sie spät in der Nacht die Hausthür unten leise öffnen und wieder schließen hörte, warf sie das Buch beiseite, lief ein paarmal auf und ab in der Kammer, nahm dann ihre Arbeit hervor und stickte unabläßig fort und fort, bis der Morgen kam und sie an die Arbeit des neuen Tages gehen konnte.

Digitized by Google

Kapitel VII.

Ein Schlag für alle.

Blasi stand an diesem hellen Sommermorgen in seiner gewohnten Stellung, beide Hände in die Taschen gesteckt, unter der Thür und schaute ringsum, ob auch noch alles so sei wie gestern.

Eben kam die Judith zum Brunnen heran, ihr Wassergefäß auf dem Kopf tragend.

„Paß auf, Blasi, du verlierst etwas", rief sie hinüber.

Blasi schaute auf den Boden, kehrte sich um und suchte dann wieder nach vorn. „Ich sehe nichts", sagte er und steckte die Hände fester in die Taschen.

„Mir geht's grad' wie dir, wenn ich etwas verloren habe, seh' ich's auch nicht mehr", rief Judith wieder.

„Ah bah, Ihr wollt mich nur zum Narren halten", gab er zurück.

„So, das ist der Dank, daß ich dir's wehren wollte, etwas zu verlieren, und grad' jetzt hab' ich dir noch etwas geben wollen, das ist mehr als fünf Franken wert", versicherte Judith.

Digitized by Google

„Was denn? Zeigt, was ist es?“ fragte Blasi nun mit mehr Aufmerksamkeit.

„Zuerst will ich dir noch etwas sagen, dann bekommst du's“, versprach Judith. „Siehst du, Blasi, mein Vater selig sagte: ‚Hand aus der Tasche, so kommt der Gewinn hinein; steckt die Hand drin, so fährt er heraus.‘ Dir ist er eben auf beiden Seiten herausgefahren, und du hast ihn verloren und kannst ihn doch brauchen, nicht?“

„Freilich kann ich“, warf Blasi ärgerlich zurück. „So gebt mir nun, was Ihr mir versprochen habt.“

„Das hab' ich dir ja den Augenblick gegeben“, erklärte Judith. „Du sollst deine Hände aus der Tasche ziehen, sagt' ich, so fährt der Gewinn herein. Das ist ein guter Rat, und der ist mehr als fünf Franken wert.“

„Ah bah, mit Euch wird man nie fertig, ich hab's schon manchmal gesagt“, brummte Blasi.

„Das wäre auch wieder kein Gewinn für dich, wenn ich mit dir fertig wäre. Komm, ich hab' noch etwas Gutes mit dir im Sinn“, und Judith winkte ihm, ein wenig näher zu kommen. „Willst du gern ein schön gewaschenes Hemd auf den Sonntag haben? Ich mach' es dir, wenn du mir etwas sagst.“

Das war ein Vorschlag, der dem Blasi gefiel. Er war am Sonntag meistens in Verlegenheit, wenn er seine zwei Hemden schon auf beiden Seiten getragen hatte. Waschen that niemand für ihn. Seine Mutter hatte er

Digitized by Google

ſchon lange verloren; ſein Vater hatte genug zu thun, für ſich ſelbſt zu ſorgen; dem erwachſenen Sohn wollte er nicht noch waſchen laſſen. Blaſi hatte aber niemals Geld für ſolche Arbeit und ſelbſt verrichten mochte er ſie auch nicht gern.

So kam ihm der Antrag ſehr gelegen, denn etwas zu ſagen koſtete nichts.

„Komm noch ein wenig näher an den Brunnen", bedeutete ihm Judith, „man weiß nie, wer hinter den Bäumen iſt. Jetzt hör, weißt du, was mit dem Dietrich iſt? Der pfeift nicht mehr und lacht nicht mehr, wie er's konnte, und ſeine Mutter geht ſo nachdenklich umher und ſagt nichts, man bringt nichts aus ihr heraus. Mit dem Dietrich iſt etwas vorgegangen."

„Ja, und geht auch noch vor", ſagte Blaſi, „da geht allerhand vor. Am beſten kann Euch der Joſt berichten, der weiß etwas davon. Die halben Nächte ſitzen ſie zuſammen im Rehbock und noch länger. Wenn kein Menſch mehr dort iſt, ſitzen ſie noch im Hinterſtübchen. Zuerſt geht's nur ſo wie bei den andern, man ſitzt ſo und trinkt ein wenig und dann noch ein wenig, und der Dietrich zahlt. Aber das koſtet ihm noch nichts gegen das andere, das nachher kommt. Sie machen etwas mit Papieren, er und der Joſt, einmal machen ſie in Lotterieen und einmal im Spekulieren, ſo heißen ſie's; ich weiß aber nicht, wie es geht. Es kommt einer von Föhrenſee herauf, der erklärt's

Digitized by Google

ihnen. Es ist kein Föhrenseeer, Ihr habt ihn wohl auch schon gesehen; er hat rotes Haar und einen roten Bart und ein feuerrotes Gesicht. Er macht jede Woche einmal Geschäfte in Föhrensee, sonst wohnt er unten in der Stadt und dort macht er alles fertig und bringt ihnen dann den Gewinn und Verlust mit, aber sie bekommen mehr vom letztern. Dann kann der Dietrich wieder einsetzen, der Jost hat ja nichts, als den Kragen voll Versprechungen. Da sagt er dann dem Dietrich immer, was für Haufen jetzt nächstens gewonnen werden, im Anfang müsse man immer verlieren, um so mehr gewinne man nachher, dann müsse der Dietrich natürlich alles Eingesetzte mit Zinsen zurück haben; der Rote sagt auch, es sei so. Wenn ich aber einmal mitmachen will und auch etwas beim Dietrich entlehnen möchte, dann thut der Jost, wie wenn er über alles Meister wäre, und läßt den Dietrich nicht, und Maulesel ist noch das Wenigste, das er mir sagt. Aber wart' er nur, wenn ich dem einmal ein Bein unterschlagen kann, so will ich's auch mit Freuden thun, und dann noch so, daß er seiner Lebtag dran denkt."

„So, das ist ein gutes Vorhaben", bemerkte Judith, „sag' ihm dann auch, daß du es thust, um deine Schulden abzuzahlen, und daß es ihm nicht übel anstünde, wenn er das auch einmal thäte. Nun hast du mir genug gesagt, das Hemd wasch' ich dir, am Samstag kannst du's bringen."

Digitized by Google

Judith nahm jetzt den Wassereimer auf den Kopf und wollte gehen.

„Wartet noch ein Minütchen, ich muß Euch auch etwas fragen“, rief ihr der Blasi nach. „Sagt, meint Ihr, sie nehme ihn?“

Die Frage mußte Interesse für die Judith haben; sie stand augenblicklich still. „Wer? Wen? Was meinst du denn?“ fragte sie zurück.

„Den Jost mein' ich und die Veronika, ob sie ihn nimmt.“

Blasi kam im Sprechen langsam der Judith wieder näher. „Er hat in den letzten Tagen ein paarmal so etwas gesagt, daß man's glauben könnte.“

„Sag' auch noch etwas Dummeres, wenn du etwas weißt!“ rief Judith in großem Zorn aus. Sie blieb aber stehen, sie wollte doch hören, was Blasi noch weiter wußte.

„Ja, ich weiß schon, was Ihr meint, so dumm bin ich denn noch lange nicht“, fing er bedächtig wieder an. „Aber es hat seinen Grund, wenn sie ändert. Der Jost sagt, sie habe alles gemerkt, was der Dietrich macht, und der habe nie etwas zu ihr gesagt davon, und darüber sei sie höllisch gegen ihn aufgebracht. Wenn der Jost nur den Namen vom Dietrich gegen sie ausspreche, so mache sie schon Augen wie eine Teufelskatz'. Und er habe schon gemerkt, es wäre ihr gar nicht ungelegen, dem Dietrich zu zeigen, daß sie es

Digitized by Google

auch ohne ihn machen könne. Und Ihr wißt schon, die ist alles zu thun imstande, wenn sie erbost ist."

„Das fehlte mir grad' noch", rief die Judith aus, und mit ihrem Wassereimer auf dem Kopf lief sie nun so zornschnaubend davon, daß der Blasi verwundert stehen blieb und ihr nachschaute, indem er vor sich hin sagte: „Die wird ihn doch nicht auch noch wollen!"

Auch die Judith sprach in ihrem Zorn ganz laute Worte vor sich hin: „Sie ist's imstand! Sie ist's imstand! Die ist alles zu thun imstand, wenn sie aufgebracht ist."

Judith hatte den Buben ihrer Nachbarin von klein auf so halb als den ihrigen betrachtet. Er war ihr großer Liebling, und sie hatte es gut mit ihm im Sinn. Veronika war ihr recht, weil sie so rastlos arbeitete und mit niemand zu thun haben wollte, als mit Dietrich und der Mutter. Ihr zurückhaltendes Wesen war ihr zwar oft unbequem für sich selbst, aber recht für die andern. So hatte sie im Sinn, Dietrich sollte bald nach der Konfirmation die Veronika heiraten, ein schönes Hauswesen gründen und ihr ein lieber Nachbar sein. Sie wollte bei ihm als Hausfreundin und Helferin aus- und eingehen, wo's nötig war, und von Zeit zu Zeit zu Gevatter stehen. Die kleinen Patchen wollte sie zu ihren Erben einsetzen. Nun sollte mit einem Schlag diese ganze schöne Aussicht ihr genommen und alles das so wohl Ausgedachte verdorben sein. Judith

Digitized by Google

kam in ihre Küche hereingerannt und ſetzte ihren Eimer mit ſolcher Gewalt an ſeine Stelle hin, daß das Waſſer hoch aufſpritzte. „Und mit ihr kann man gar nicht mehr reden, es iſt grad', als ſei ihr das Öl ausgegangen für allezeit.“

Dieſes Zornwort bezog ſich auf Gertrud, mit der ſeit einiger Zeit eine große Veränderung vorgegangen war. Sie hatte nicht mehr den fröhlichen Ausdruck auf ihrem Geſichte. Sie war ſtiller als je zuvor und vermied es, mit den Leuten zu reden. Sogar der alten nahen Bekannten, der Nachbarin Judith, ging ſie aus dem Wege, und wollte dieſe einmal durchaus mit ihr, ſo wie ſie es gewohnt war, vom Haushalt und den Kindern und ihrer Zukunft reden, ſo ſchwieg Gertrud und that, als habe ſie keine Zeit mehr, auch nur zu einem Worte.

Gertrud wußte, wo Dietrich ſeine Abende zubrachte. Sie hatte mehrmals mit ihm ernſtlich darüber geſprochen. Er hatte ſie aber immer wieder beruhigen und ihr begreiflich machen können, daß er noch eine Zeit lang ſo fort machen müſſe, bis eine Sache, die er mit Joſt unternommen habe, ganz im Gange ſei. Er hatte die Mutter auch verſichert, er werde nach einiger Zeit ſo ſchöne Geſchäfte machen, daß ſie ſich ſelbſt verwundern werde; er wiſſe von jemand, der's verſtehe, daß es ſo kommen müſſe. Einige Male ſchon hatte Dietrich der Mutter eingehend erklärt, daß es nötig ſei, daß er größere Summen erhebe für ſich und dann auch

Digitized by Google

für seinen Freund Jost, der aber in kurzer Zeit alles mit guten Zinsen zurückgeben könne. Sie verstand von dem Geschäfte nichts, sah aber, daß Dietrich völlig von dem guten Erfolg überzeugt war, und sie wußte, täuschen würde er sie nie. So ließ sie ihn gewähren, er hatte guten Kredit und erhielt, was er wollte. Aber mehr und mehr bemächtigte sich eine unbestimmte Angst der Mutter Gertrud, besonders auch seit Veronika sich schweigend immer mehr von ihr fern hielt.

Das alles war nun so geworden seit jenem Tage, da die flehenden Worte des Mädchens bei der Mutter nichts vermocht, wenigstens keine Änderung in Dietrichs Vorgehen bewirkt hatten.

Warum an dem Abend eine so besondere Angst über die arme Mutter Gertrud kam, konnte sie selbst nicht begreifen.

Sie war in ihre Kammer eingetreten, nachdem alle drei sich gute Nacht gewünscht und sie noch gehört hatte, wie Dietrich wieder aus dem Hause und mit raschem Schritt davongegangen war. Aber das war ja nichts Besonderes, er ging jeden Abend.

Freilich manchmal schon hatte sie geseufzt: „Ach, wie lange noch!“ Dann hatte sie wieder gehofft und geglaubt, es werde bald ein Ende nehmen und ihr Dietrich in sein gewohntes, ordentliches Leben zurückkehren.

Digitized by Google

Gertrud konnte nicht in der Kammer bleiben, so angſt und bang wurde es ihr jetzt. Sie ging in den Garten hinunter.

Der Mond ſchien hinter den ziehenden Wolken heraus und leuchtete eine Weile friedlich durch die ſtillen Bäume auf die ſchön geordneten Blumenbeete nieder.

Gertrud ſetzte ſich auf die kleine, hölzerne Bank am Apfelbaum und ſchaute auf den mondbeſchienenen Garten. Sie hatte alles darin mit eigener Hand gepflegt und gehütet. Sie hatte es, wie alles, was ſie ſorgfältig zu Wohlſtand und Gedeihen zu bringen ſuchte, im Gedanken an ihren Sohn gethan.

Er ſollte den Gewinn und die Freude davon haben. Warum konnte er ſich nicht jetzt ſchon daran freuen? Warum mußte ihr ſo bange um ihn ſein?

Dietrich wandelte auf einem abſchüſſigen Wege, das fühlte ſie deutlich; aber er kannte ja den guten Weg wohl. Mußte es ihn nicht wieder darauf hinziehen?

Ihre Gedanken kehrten in die Tage zurück, da der kleine Dieterli ſo feſt an der guten Ordnung hielt. Er mußte wohl ein Gefühl davon haben, daß ſie den innern und äußern Segen bringt. Vor ihren Augen ſtieg der Abend des Tages auf, da man ihren Mann hinausgetragen hatte. Sie hatte ſtumm vor Schmerz die Kinder an die Hand genommen und wollte ſie zu Bett bringen.

Digitized by Google

Aber der Dieterli widersetzte sich und rief: „Nein, nein, Mutter, so geht's nicht gut, wenn man ins Bett geht und hat noch nicht gebetet." Ob ihr Dieterli jetzt auch noch beten konnte? „Ach, Dieterli, du läufst in der Irre; aber du weißt doch den Weg heim", sagte sie vor sich hin und faltete die Hände, denn alles, was sie bewegte, mußte sie ihrem Gott übergeben, das war ihr Halt und ihr Trost.

In diesem Augenblick hörte sie durch die weite Stille laute Stimmen erschallen, erst in der Ferne, dann näher und näher, es war ein wüster Lärm. Dann verloren sich viele der Stimmen, dahin und dorthin, einige davon ertönten immer näher.

Gertrud hatte ein unnennbarer Schrecken erfaßt.

Jetzt kamen drei Burschе, immer noch laut durcheinander rufend, an ihrem Garten vorbei. Sie erkannte den einen: „Jost", sagte sie fast tonlos, „sag' doch, Jost, was ist's? Wo ist Dietrich?"

Der Angeredete hörte nichts, oder wollte nichts hören. Schneller als vorher lief er weiter, und der zweite lief mit. Der Hinterste näherte sich ein wenig. Es war Blasi. Hastig sagte er: „Er kommt noch nicht, Ihr könnt schon ins Bett gehen", und wollte gleich weiter.

„Aber sag' nur, was ist's denn?" fragte Gertrud, weiß vor Schrecken. „Laß mich nicht so in der Angst,

Digitized by Google

ſag' mir alles, Blaſi, warum kommt der Dietrich nicht mit euch heim?"

Blaſi hatte zu viel Reſpekt vor Dietrichs Mutter, um fortzulaufen, wenn ſie ſo beſtimmt eine Antwort von ihm wollte, ſo gern er es auch gethan hätte. Er kam jetzt ganz an die Hecke heran und berichtete: „Im Rehbock hat's eine Schlägerei gegeben. Zwei ſind totgeſchlagen. Dem Viehhändler iſt der Geldranzen fortgekommen —"

„Iſt Dietrich totgeſchlagen? Sag's heraus!" unterbrach Gertrud zitternd den Redenden.

„Nein, er hat tapfer zugehauen, bis der eine genug hatte und am Boden lag, dann hat er ſich draus gemacht."

Jetzt lief Blaſi davon.

Gertrud ſtieg ſo mühſam zu ihrer Kammer auf, als wäre ihre letzte Kraft dahin. Dort ſetzte ſie ſich auf ihr Bett nieder, und als der Morgenſchein in ihre Kammer fiel, ſaß ſie noch an derſelben Stelle und lauſchte in bitterer Angſt, wie ſie die ganze Nacht durch gelauſcht hatte — vergebens. Dietrich war nicht heimgekommen, er kam auch am Morgen nicht.

Digitized by Google

Kapitel VIII.

Jeder nimmt's nach ſeiner Weiſe.

In ganz Tannenegg und Föhrenſee wurde an dem Tage von nichts anderem geredet, als von dem Vorfall des geſtrigen Abends.

Es war eine unerhörte Aufregung. In allen Häuſern, auf allen Wegen, überall ſtanden die Leute zuſammen und erzählten ſich, was ſie wußten, jeder hatte zu fragen, und keiner begriff, was er hörte. Bei der Schlägerei im Rehbock war's ſo merkwürdig zugegangen. Beim Kartenſpiel war der Streit ausgebrochen. Der Viehhändler von Föhrenſee war auf der Rückreiſe mit ſeinem gefüllten Geldranzen noch im Rehbock eingekehrt und hatte mitgeſpielt. Als die Schlägerei losbrach, halfen ſeine großen Fäuſte tüchtig mit. Erſt als zwei am Boden lagen und man ſchrie: „Die ſind tot!“ wurden die erhitzten Köpfe kühler und das Dreinſchlagen hörte auf. Jetzt entdeckte der Viehhändler, daß ſein ganzer, voller Geldgürtel weg war, und erhob einen furchtbaren Lärm. „Laßt keinen fort! Lauft ihnen nach! Nur ſo kommt's heraus!“

Digitized by Google

Dieſe Worte rief der Rote von Föhrenſee in die aufgeregte Schar hinein. Er hatte nicht mitgeſchlagen, er hatte ſich in den Knäuel hineingedrängt, um die Leute zu ermahnen und zur Ruhe aufzufordern.

Aber es waren ſchon mehrere fortgelaufen.

Zuerſt von allen, hieß es, ſei der Dietrich auf und davon, andere liefen ihm nach, zuletzt lief alles auseinander.

Joſt hatte auf dem Heimwege den anderen geſagt, Dietrich habe ſich ganz draus gemacht, er habe es ihm ſelbſt noch geſagt, er werde wohl auch ſeine Gründe haben. Dieſe freilich habe er nicht geſagt.

Einer war auch nach dem Doktor gelaufen, der noch in der Nacht zum Rehbock hinaufgeſtiegen war und erklärt hatte, tot ſeien die beiden nicht, vor allem ſollten ſie hingelegt werden bis zum Morgen, da ſie nüchtern ſein würden.

Am Morgen waren dann wieder alle, die ſich im Rehbock befunden hatten, hervorgetreten, und einer ſchrie lauter als der andere, von dem Gelde wiſſe er nichts, man ſollte bei ihm unterſuchen. Nur Dietrich war verſchwunden, und keiner wußte wohin. Erſt ſagte man es leiſe, dann immer lauter, Dietrich werde nicht umſonſt ſich davon gemacht haben, und wenn es auch zuerſt keiner recht glauben konnte, daß Dietrich einer ſolchen Schandthat fähig war, ſo wurde die Sache nach und nach doch begreiflicher, beſonders ſeit

Digitized by Google

unter der Hand bekannt geworden war, er habe furchtbar viel Geld verloren mit Spielen und Wagen auf alle Art und habe nicht mehr bezahlen können. Da meinte dann mancher, so könne man eben zu vielem kommen, das man sonst nie gethan hätte. Wo Dietrich hingekommen war, das war die große Frage. Vom Augenblick seines Verschwindens an war seine Spur völlig verloren geblieben. Der Viehhändler strengte alles an, sie aufzufinden, aber vergebens. Er hatte auch Klage gegen Dietrich erhoben und hoffte auf diesem Wege dem Entflohenen auf die Spur zu kommen. Es war alles umsonst. Nach einiger Zeit tauchte ein Gerücht über ihn auf, kein Mensch wußte, woher es gekommen war, aber bald war jedermann überzeugt, daß es wahr sein müsse: Dietrich sei nach Australien gegangen, den werde keiner mehr sehen.

Eine einzige Person gab es in Tannenegg, die schwamm gegen den ganzen Strom, das war die Judith. Nicht leise und furchtsam, sondern laut und auf allen Wegen rief sie es beständig aus: „Es ist alles nicht wahr! Es ist alles erlogen! Der Dietrich hat so wenig gestohlen als ich, das ist, denk ich, genug gesagt. Aber dieser Sache will ich nachgrübeln, bis noch etwas herauskommt, das andere schlottern macht als den Dietrich, oder ich will nicht mehr Judith heißen."

Vor allem wollte sie nun einmal hören, wie von Anfang an alles zugegangen war; denn hatte sie auch den

Digitized by Google

Vorgang wohl schon zehnmal erzählen gehört, so war es immer in Gesellschaft von anderen gewesen, die von dem Erzählenden schon immer das Folgende wissen wollten, bevor er das erste recht gesagt hatte. Sie wollte den Blasi abhören, der war dabei gewesen. Der mußte doch wieder zu finden sein, obschon er sich seit dem Unglücksabend wie verkrochen hatte und nicht mehr zu sehen war. Sie wollte ihn aber schon ausfindig machen. Es war auch nicht schwer. Als sie am Morgen ihren Wasserkübel unter die Röhre am Brunnen gestellt hatte, ging sie zum Häuschen des Küsters hin und rundherum durch den Krautgarten. Unter der Hinterthür stand der Blasi in derselben Stellung, wie sonst unter der Vorderthür; nur streckte er seine Nase nicht wie sonst erwartungsvoll in die Luft hinaus, was etwa Gutes zu erspüren wäre, sondern starrte tiefsinnig in den verwilderten Krautgarten hinein.

„Was hast du, Blasi?“ fragte Judith, schnell herankommend.

„Nichts. Wenn Ihr etwas habt, so wollen wir teilen“, antwortete Blasi.

„Das wäre noch nicht so übel für dich“, meinte Judith. „Gelt, teilen mit dem, der's erschwitzt hat, geht wohl leichter, als selber schwitzen, daß einem Kraut im Garten wachse, anstatt der Brennesseln, wie du sie wachsen lässest.“

„Es ist mir jetzt alles eins“, gab der Blasi zurück,

Digitized by Google

„es ist doch alles nichts mehr, seit der Dietrich fort ist. Am Abend ist gar nichts mehr, ich glaube, ich will ihm nach."

„Wo ist er denn? Weißt du etwas von ihm?" fragte Judith forschend.

„Ich nicht, aber der Jost, der weiß, wohin er ist, und erwartet auch Bericht von ihm, das hab' ich dem Jost wohl angemerkt, wenn er's schon nicht meint, und daß der Jost ihm den Rat gegeben hat, sich fortzumachen, hab' ich denn auch verstanden, wenn er schon meint, ich sei einer von den Dummsten", bemerkte der Blasi höhnisch.

„So, so", sagte Judith kopfnickend, so als stimmte der Bericht zu ihren Gedanken.

„Da, Blasi, nimm das, aber jetzt erzähl' mir einmal alles, wie es zugegangen ist von Anfang an, und laß nichts aus, hörst du! Ich möchte einmal alles wissen, was vorgegangen ist."

„Das sollt Ihr auch", sagte Blasi, vergnüglich den schönen Thaler in seiner Hand wiegend, den Judith hineingelegt hatte.

„Zuerst waren sie im Hinterstübchen mit dem Roten, der Jost und der Dietrich, und wie ich hineinkam, sah ich, daß da etwas war, das den beiden nicht gefiel. Der Dietrich hatte den Ellbogen auf den Tisch gestemmt und den Kopf in den Händen, und der Jost fluchte hintereinander, und zuletzt rief er: ‚Wir wagen noch einmal das

Digitized by Google

Doppelte, Dietrich, einmal wird man wohl gewinnen.' Der Dietrich gab keine Antwort und ſtöhnte nur. Da ſagte der Rote: ‚Kommt, wir machen erſt ein Spielchen drüben mit dem Viehhändler und trinken ein Gläschen dazu, das giebt mehr Mut zum Unternehmen.'"

„Der Dietrich hat ja nicht Karten geſpielt, und getrunken hat er ſicher nicht ohne Durſt, nur ſo um Mut zur Lumperei zu bekommen", warf die Judith ein wenig erboſt dazwiſchen.

„Pah, wenn alle ſpielen, ſo kann einer allein nicht ſagen: ‚Ich mache nicht mit!'" belehrte der Blaſi, „und was das Trinken angeht, ſo hatte der Dietrich in der letzten Zeit manchen Ärger hinunterzuſpülen, und er that's manchmal kräftig, das kann ich Euch ſagen. Jetzt gingen wir hinaus und fingen an zu ſpielen. Es gab bald Händel, ich weiß nicht wie, aber das hab' ich gemerkt, daß der Rote Freude daran hatte, er ſtichelte und hetzte immerfort, und je lauter der Viehhändler ſchon brüllte, deſto mehr ſchenkte er ihm ein. Als es zum Schlagen kam, habe ich noch gehört, wie der Rote dem Viehhändler zurief: ‚Kommt Ihr her, Ihr werdet ſie bald zur Ruh' gebracht haben.' Der haute auch gut ein, und ich meine, der Rote hat ihn noch immer angefeuert, der war in dem Knäuel immer hinter ihm; aber ſelber hat er nicht gehauen, natürlich ſo ein Herr wie der iſt. Wie der Dietrich den von Föhrenſee niedergehauen hat, habe ich nicht ſehen können, aber auf

Digitized by Google

einmal, wie der Lärm am ärgſten war, hab' ich geſehen, wie der Dietrich zur Thür hinausſchoß und der Joſt nach, und weil ich meinte, er habe dem Dietrich etwas gegeben, bin ich auch nach und habe draußen nur noch gehört, wie der Joſt auf ihn eingeredet hat, er ſolle nur machen, daß er fortkomme, ſo ſchnell als möglich, und ihm bald Bericht geben, wo er hin ſei. Wie ich hinzu kam, zerrte mich der Joſt weg, ich konnte kein Wort mehr mit dem Dietrich reden; der lief dann fort, und der Joſt riß mich wieder ins Haus hinein. Da war's noch ärger geworden mit dem Lärm, denn der Viehhändler hatte entdeckt, daß ihm ſein Geldranzen fortgekommen war, und der Rote ſchrie wie beſeſſen, keiner dürfe fort, man müſſe alle unterſuchen. Da kam es heraus, daß der Dietrich gerade fortgelaufen war, und nun wollte ihm der Viehhändler nach und andere auch, und es lief alles auseinander. Jetzt wißt Ihr, was ich weiß, weiter iſt nichts vorgegangen, als daß ſie noch den Doktor holten und der ſagte, die zwei ſeien nicht tot. So wenn der Joſt das dem Dietrich berichtet, kann er ja wieder heimkommen, wenn ſonſt nichts iſt."

„Was wenn ſonſt nichts iſt? Kommſt du mir auch noch mit ſo etwas?" fuhr die Judith den Blaſi an. „Aber ſo ſeid ihr, einer plärrt dem andern nach, bis alle dasſelbe plärren und es glauben. Ihr Lumpe von Freunden! Aber hier will ich den Bodenſatz ſchon aufrütteln, daß zu oberſt kommt, was zu unterſt iſt. Dann kannſt du deine Augen

Digitized by Google

mit den anderen aufreißen, du blinder Maulwurf du!“ Damit lief die Judith plötzlich in einer Eile davon, als ob mit einemmal der Boden unter ihren Füßen zu brennen angefangen hätte.

Blasi aber, dem ihre Worte wie ihre Eile gleich unbegreiflich waren, schaute ihr kopfschüttelnd nach und sagte vor sich hin: „Das Weibervolk ist doch ein unvernünftiges Volk.“

Die Judith eilte heim, zog ihr Sonntagskleid an und machte sich auf den Weg. Wenn sie ein Vorhaben im Kopf hatte, so wartete sie mit der Ausführung nicht bis zum andern Morgen, und heute hatte sie im Sinn, dem Viehhändler in Föhrensee ein Licht aufzustecken. Beim Haus der Gertrud stand sie einen Augenblick still. Dann sagte sie halblaut: „Nein, ich sage nichts, sie sagen auch nichts zu mir. Wenn geschwiegen sein muß, so kann ich's auch.“ Damit ging sie ihres Weges.

Es war der Judith von Anfang an nicht recht gewesen, daß Gertrud nicht eingehend und immer wieder über die traurige Sache mit ihr reden wollte; denn sie hatte das Bedürfnis der Mitteilung. Aus der Veronika war gar nichts herauszubringen, wie oft auch die Judith versucht hatte, ein Wort über die Lage der Dinge mit ihr zu wechseln. Das war der mitteilsamen Nachbarin ein wenig ärgerlich. Veronika und die Mutter dagegen hatten dasselbe Bedürfnis. Jede trug ihr Leid still mit sich herum,

Digitized by Google

sie wußte, die andere hatte dasselbe Leid im Herzen, aber keine von beiden hatte den Drang, darüber zu reden. Am ersten Tage nach dem Ereignis, als sie miteinander alles vernommen und miteinander geweint hatten, da hatte die Mutter zuletzt gesagt: „Er hat gefehlt, er wird büßen müssen; aber gestohlen hat er nicht, das hat der Dietrich nicht gethan. Was meinst du, Veronika?“ Diese hatte sofort erwidert: „Wenn alle Menschen auf der ganzen Welt sagen würden, er habe gestohlen, so wüßte ich doch, daß es nicht wahr ist.“

Bald nachdem Dietrichs Verschwinden bekannt geworden war, liefen der Gertrud von allen Seiten Mahnungen und Rechnungen ein; Dietrich hatte viel Geld aufgenommen und mehr noch verloren. Gertrud sah, daß nicht nur alles dahin war, was ihr Mann zurückgelegt hatte, sondern auch, daß ihr ganzes Besitztum, das einst schuldenfreie Haus samt Geschäft, jetzt tief verschuldet war. Gertrud besprach sich mit ihrem langjährigen Arbeiter, was nun zu thun sei, und ob sie ihr Geschäft wohl fortführen könne oder nicht. Er war sehr ungehalten auf den Dietrich, daß der so leichtfertig verwerfen konnte, was er ihm seit Jahren mit solchem Fleiß und Treue zusammengehalten und in so guten Zustand gebracht hatte. Er wollte nichts mehr damit zu thun haben, er wollte fort. Zuletzt gab er den Bitten der Gertrud nach und ließ sich bewegen, für einmal noch bei ihr zu bleiben, bis sie wußte, ob sie alles aufgeben

Digitized by Google

müſſe, oder ob das Geſchäft doch wieder in Gang gebracht werden und dann vielleicht dem Arbeiter übergeben werden könnte, ſollte Dietrich nicht heimkehren. Sie ſelbſt machte ſich zuerſt wieder mutig an die Arbeit und war früh und ſpät dabei; es war, als hätte ſie den Weg zu neuen Kräften gefunden, nicht als wären ihr im Leid die alten noch erlahmt. Es war auch wohlthuend anzuſehen, wie mehr und mehr ein Ausdruck friedlicher Heiterkeit auf dem Geſicht der alternden Gertrud ſich zeigte, während das junge, ſchöne Antlitz der Veronika immer düſterer wurde und die dichten, ſchwarzen Brauen ſich faſt nie mehr zu einem frohen Blicke auseinanderzogen. Und doch war ſie in der ganzen Umgegend von allen Mädchen und Frauen beneidet, und es waren Gründe genug dazu da. Dem hochgewachſenen Mädchen, an dem alles ſo ſchmuck und geordnet ſaß, als wäre täglich der ganze Anzug nagelneu an ihr, ſah jeder mit Wohlgefallen nach. Nicht wenige der Fremden, die nach Föhrenſee kamen, fragten auch gleich nach, woher das Mädchen ſtamme, das ſo anders als alle übrigen ausſah. Die Arbeiten, die aus den Händen der Veronika kamen, und waren es die weitläufigſten Stickereien, ſahen alle ſo friſch und duftig aus, als wären ſie nicht berührt worden Sie konnte Preiſe darauf ſetzen wie ſie wollte, alle wurden ihr gleich weggekauft. Zu allem andern war ihr nun auch die begehrte Stelle übertragen worden, für welche die lahme Sabine ſie vorgeſchlagen hatte. Sie ſtand an der Spitze.

Digitized by Google

der ganzen, großen Frauenschule, hatte alles zu ordnen und zu regieren und eine so reichliche Einnahme dafür, daß Veronika in kurzer Zeit zu einem schönen Besitztum gelangen mußte. So hieß es auch in der ganzen Umgegend von ihr: „Die ist eine Herrin geworden! Die kann's haben, wie sie nur will!" Manche, wenn sie so von ihr sprach, setzte hinzu: „Wenn ich in ihren Schuhen stände, wollte ich gewiß nicht ein Gesicht machen, wie dreißig Tage Regenwetter, wie sie immer thut, sie kann ja jeden Tag eine Herrenfrau werden." Man hatte der Veronika auch eine Wohnung im Gebäude der Gewerbeschule in Föhrensee angeboten. Sie nahm aber das Anerbieten nicht an, in dieser Zeit des Kummers wollte sie die Mutter nicht allein lassen. Sie blieb dabei, jeden Abend nach der Arbeit heimzukehren.

Während der langen Sommertage ging es auch ganz gut, Veronika kam immer mit der Dämmerung nach Tannenegg hinauf. Jetzt freilich wurden die Tage kürzer, schon bald mußte die Dämmerung einbrechen, bevor Veronika nur den Wald erreichen konnte. An einem dieser letzten Augusttage, einem hellen Samstag Abend, hatte Veronika noch ein wenig länger als sonst beim Aufräumen der Arbeitszimmer verweilt, denn über den Sonntag wollte sie alles in vollständiger Ordnung zurücklassen. Nun eilte sie den Berg hinan, nicht von der Furcht getrieben, allein durch den Wald zu gehen, aber von der Sorge, es möchte der

Digitized by Google

Mutter bange machen, sie so allein auf dem Weg zu wissen. Noch bevor sie den Wald erreicht hatte, kam ihr von oben einer entgegen, es war Jost. Er streckte mit einem überfreundlichen Lächeln der Veronika die Hand entgegen und sagte: „Ich komme um deinetwillen, ich habe gedacht, es werde jetzt dunkel werden, wenn du durch den Wald müssest, da laß ich dich nicht allein."

„Spar dir die Mühe", entgegnete Veronika kurz und ging auf die andere Seite der Straße. Jost ging auch hinüber.

„Veronika", fing er nach einer Weile wieder an, „es ist doch nicht schön von dir, daß du mir immer so begegnest, seitdem der Dietrich fort ist. Ich weiß ja so gut wie du, daß er etwas gethan hat, das nicht recht ist, daß er so von dir wegläuft und dir kein Zeichen giebt, aber er kann ja schon noch schreiben, und unterdessen —"

„Schweig davon", unterbrach ihn das Mädchen so bestimmt, daß er eine Weile lang innehielt. Sie war auch wieder auf die andere Seite der Straße hinübergegangen. Das that auch Jost und wie er nun wieder neben ihr herging, begann er aufs neue mit ganz sanftem Ton: „Siehst du, Veronika, ich habe gewiß keine Schuld daran, daß es so gehen mußte. Ich habe manchmal an dich gedacht, wenn der Dietrich so viel wagte, und habe zu ihm gesagt, denk' auch an sie! Ich wußte ja schon, wie es dir sein müßte."

Digitized by Google

„Du Judas du!“ rief Veronika zornsprühend aus und fing an, aus allen Kräften davonzulaufen.

Aber der Jost kam schon nach, er lief hart neben ihr her. Als sie den Wald durchschritten hatten und nun gegen Tannenegg hinaufkamen, sagte er schmeichelnd: „Siehst du nun, Veronika, wie viel mir an dir gelegen ist? Ich will dich hüten und beschützen, auch wenn du mir kein gutes Wort giebst. Ich komme dir von nun an jeden Tag entgegen, denn allein laß ich dich sicher nicht durch den Wald gehen, du kannst da allerhand Leute antreffen, so daß du noch froh genug über meinen Schutz sein wirst, und nach und nach wirst du schon fühlen, wie gut ich es mit dir meine.“

Veronika war jetzt ihrer Wohnung nahe. Ohne den Jost anzusehen, lief sie hinein und warf die Thür hinter sich zu.

„Die wird schon noch zahm werden“, sagte er und biß sich vor Zorn in die Lippen; dann ging er seiner Wege.

Veronika war hinter der Thür stehen geblieben; sobald sie ihn weiter gehen hörte, machte sie wieder auf und ging hinaus. Sie ging zum Haus des Küsters hinüber. Trübsinnig stand der Blasi mit seinen Händen in der Tasche unter der Thür. Eben hatte er überdacht, daß der letzte Rest vom Thaler der Judith bei dem gestrigen Abendtrunk zu Ende gegangen war und daß er im Rehbock keinen Kredit

Digitized by Google

mehr hatte. Er sah keinen Hoffnungsschimmer mehr vor sich und schaute völlig niedergeschlagen in den Boden hinein. Jetzt stand auf einmal die Veronika vor ihm. Verwundert riß er die Augen auf.

„Blasi, willst du mir einen Gefallen thun?“ fragte sie freundlich, „ich will dir auch gefällig sein, wenn du etwas nötig hast.“

Das war ein unerwarteter Hoffnungsstern. Vor Freude riß Blasi seine Augen noch einmal so weit auf: „Sag' nur, was, Veronika, sag' nur, was“, drängte er; „ich laufe durch Feuer und Wasser für dich.“

„Komm mir morgen Abend entgegen bis unter den Wald und dann jeden Abend so, bis die Tage wieder länger sind, willst du? Nachher kannst du jedesmal einen Abendtrunk auf meine Rechnung thun.“

Blasi schaute mit Verwunderung auf Veronika, die seine Antwort abwartete.

„So brauchst du zwei“, sagte er endlich, „das nimmt mich wunder! Der Jost kommt ja auch, den hast du heute schon kommen lassen und willst, daß er von nun an jeden Abend komme.“

Aus den Augen der Veronika schoß ein Blitz, der den Blasi fast erschreckte: „So, den hätte ich kommen lassen? Und wer sagt dir so etwas?“

„Das hat der Jost gestern Abend selber im Rehbock vor allen erzählt“, berichtete Blasi, „und mehr als einer

Digitized by Google

meinte, du werdeſt wohl zeigen wollen, daß du's auch ohne den machen könnteſt, der weggelaufen iſt."

Jetzt wurde Veronika glühend rot. „Sag' dem Joſt, wenn ſonſt in nichts, ſo ſei er im Lügen Meiſter. Ich könnte es ihm ſelbſt ſagen, aber mit dem rede ich kein Wort mehr. Kommſt du morgen, oder nicht, Blaſi?" Sie hatte ſchon den Fuß zum Forteilen bereit.

„Ja natürlich, und wenn's ſo iſt mit dem Joſt, ſo komm' ich erſt recht", rief er erfreut; „zähl' auf mich, Veronika." Schnell reichte ſie ihm die Hand und war fort.

Am Abend darauf, als Blaſi geruhlich dem Walde zuſchritt, kam Joſt eben haſtig von der andern Seite heruntergelaufen. Sie trafen aufeinander.

„Wo willſt denn du hin?" fuhr Joſt herriſch den Blaſi an.

„Ich muß die Veronika holen, ſie hat mich beſtellt", entgegnete Blaſi, nicht ungern ſeine Aufgabe ihm anzeigend.

„Du Erztölpel, ſo etwas für bare Münze zu nehmen", rief Joſt lachend aus. „Merkſt du denn nicht, daß ſie dich zum Narren halten will? Wir haben geſtern noch miteinander über dich gelacht, und ſie ſagte, ſie wollte dich einen ganzen Winter lang nach Föhrenſee hinunterſprengen, und du müſſeſt nicht einmal merken, daß ſie dich zum Narren halte. Es ſcheint, ſie hat gut angefangen."

Digitized by Google

Joſt lachte noch einmal unbändig. Blaſi fing an zu ſchwanken.

„Wenn ich nur wüßte, wer lügt, du oder ſie“, ſagte er und ſtand ſtill, um die Sache zu überlegen. Aber auf einmal fing er aus allen Kräften zu laufen an, denn er dachte, beim Zuſammentreffen würde es ſich ſchon zeigen, wie Veronika geſinnt ſei.

Als Joſt ſah, daß der Blaſi nicht von ſeinem Vorhaben abzubringen war, machte er auf einmal Kehrum und verſchwand im Gebüſch, denn er begehrte nicht, daß Blaſi Zeuge ſei von der Art, mit der Veronika ihn behandelte.

Als Blaſi mit ihr zuſammentraf, zeigte ſich eine Freude auf ihrem Geſicht, die es ſo ſchön machte, daß der Blaſi ſie nur anſtaunen mußte. Das war kein zum Narren halten, es war der Veronika Ernſt. Dann ſprach ſie ſo freundlich mit ihm auf dem ganzen Heimweg, wie er gar nie gedacht hätte, daß ſie nur thun könnte, und beim Abſchied ſagte ſie ganz eindringlich: „Gelt, du kommſt morgen wieder und alle Tage?“ Dann drückte ſie ihm ein Geldſtück in die Hand, und dabei dankte ſie ihm ſo freundlich für ſeinen Dienſt, daß es gar nicht war, als ſchenke ſie ihm etwas, ſondern als ſei alles ein großes Geſchenk, das er ihr mache.

Als der Blaſi von der Veronika wegging, ſtiegen ganz neue Gedanken in ſeinem Innern auf. Zum erſtenmale

Digitized by Google

verspürte er die Luſt, das Geld, das er in der Hand hatte, zu etwas anderem zu verwenden, als zum Vertrinken. Es kam ihm jetzt auch in den Sinn, daß er ja gar kein Halstuch hatte und eigentlich ganz verlottert aussah. Das schickte sich doch gar nicht, wenn er nun so an der Seite der schmucken Veronika auf der Straße gesehen wurde. Er wollte sich gleich morgen ein Halstuch kaufen. Das Geld langte.

Nun gingen seine Gedanken weiter. So freundlich hatte die Veronika seit Jahren nicht mit ihm geredet. Das war keine Heuchelei. Der Joſt war der ärgſte Lügner, wie sie gesagt hatte, warum wär' er sonſt fortgelaufen und nicht mitgekommen? Nein, der verführte ihn nicht mehr. Auf dem Wege hatte sie alles von dem Blasi wiſſen wollen, was er treibe und wie es ihm dabei gehe. Er hatte nicht recht sagen können, was er treibe, denn seit er vor drei Jahren konfirmiert worden war, hatte er bis jetzt immer gewartet, daß so etwas kommen sollte, das ihm gut paſſen könnte.

Unterdeſſen hatte Blasi die Glocke um 11 Uhr und um 4 Uhr geläutet, und zwiſchendurch hatte er unter der Hausthür die Stunde wieder abgewartet, und gegen Abend war er nach dem Rehbock gegangen, um zu hören, was es etwa Neues gegeben habe. Das war ihm nie so klar vor die Augen gekommen, als jetzt, da Veronika seinem Gewerbe nachfragte. Sie hatte ihn dann so teilnehmend ermuntert,

Digitized by Google

etwas zu unternehmen, und hatte ihm auch sogar angeboten, wenn sie etwas für ihn thun könne, so solle er es sagen, sie wolle es gern thun. Sie hatte gerade zu ihm geredet, als ob ihr etwas daran läge, daß es ihm gut gehe und er zu etwas komme. Wie konnte es nur sein, daß sie sich so um ihn kümmerte? Auf einmal ging dem Blasi ein großes Licht auf: „Der Dietrich ist fort und kommt nicht mehr", sagte er bei sich, „den Jost kann sie nicht leiden; das Weibervolk thut allemal, was man am wenigsten erwartet, das hab' ich schon hundertmal gehört, — sie will mich. Potz Himmel!" mußte er laut ausrufen, als er mit seinen Gedanken so weit war, „da muß man denn doch parat sein! Heut' noch thu' ich einen Schritt!" Die Ähnlichkeit mit Dietrichs Schicksal, die vor Blasis Augen aufgestiegen war, hatte ihm plötzlich einen großen Entschluß eingegeben, — er wollte Sattler werden. Noch ehe er in sein Haus eintrat, kehrte er wieder um und lief nach dem Garten der Gertrud zurück.

Dort ging der Sattlergehilfe auf und nieder nach dem Feierabend, denn ins Wirtshaus ging er nie.

Blasi trat zu ihm hin und eröffnete ihm seinen Entschluß, ein Sattler zu werden und daß er gern bei ihm in die Lehre treten wollte.

Dem Gehilfen war es recht, so gab es wieder ein wenig Abwechselung in das Arbeiten neben der schweigsamen Meistersfrau. Er wollte mit ihr reden, Blasi sollte nur

Digitized by Google

gleich den andern Tag kommen, sie werde es schon zufrieden sein, denn was ihm recht sei, das sei auch ihr recht. „Siehst du, Blasi“, schloß der Arbeiter gewichtig, „wenn ich nicht dabei wäre, so fiele jetzt alles zusammen. Für dieses Geschäft giebt es nur noch zwei Wege der Rettung: Entweder der Dietrich kommt wieder heim und bald und hat noch etwas gelernt, oder die Frau übergiebt mir alles und ich bin Herr und Meister und habe Gewinn und Verlust zu tragen.“

„Vielleicht giebt's auch noch einen dritten“, sagte Blasi gewichtig und zwinkerte dabei so geheimnisvoll mit einem Auge und dann mit dem andern, daß der Arbeiter dachte: „Der wird ein wenig im Rehbock gewesen sein.“

Kapitel IX.

Mutter Gertrud weiß auch einen Weg.

Die kalten, dunklen Dezembertage waren gekommen. Es war nun immer längst Nacht geworden, bevor Veronika zuhause ankam. Sie mußte aber nie mehr sich beeilen, um

Digitized by Google

nicht zu ſpät an den Wald zu kommen. Regelmäßig ſtand der Blaſi am Abend bei der Torfhütte hinter Föhrenſee, da, wo die Behauſungen aufhörten und es einſam wurde. War es hell, ſo ging er draußen vor der Hütte auf und ab, ſchneite und ſtürmte es, ſo ſtand er drinnen unter Dach. Nie fehlte er, nie kam er zu ſpät. Und doch hatte Blaſi jetzt den ganzen Tag zu thun und mußte recht laufen, um zur Zeit da zu ſein, denn ſein Lehrmeiſter ließ ihn nicht vor dem Feierabend fort. Der Entſchluß, den Blaſi gefaßt hatte, war der Gertrud ganz recht geweſen. So war er gleich bei ihr in Arbeit getreten und hatte nun vom Morgen bis zum Abend ſo viel zu thun, daß ſeine Hände niemals mehr in die Taſchen kamen, denn der Lehrmeiſter wollte an ihm zeigen, daß er etwas verſtehe. Der Blaſi befand ſich aber wohl dabei, denn ein ganz neues, beglückendes Gefühl war über ihn gekommen, das ihn in ſeinen eigenen Augen merklich hob: er fühlte ſich als Beſitzer, ſchon faſt als Herr. Wenn er den Tag durch gearbeitet hatte und nachher nach Föhrenſee hinuntergelaufen und wieder heimgekehrt war, ſo war er ſo müde, daß er nur wünſchte, gleich auf ſein Lager zu kommen. Zum Lumpen war keine Zeit mehr. Dazu kam, daß Veronika ihm jeden Abend etwas in die Hand drücken wollte, wogegen er ſich aber ſperrte, durchaus wollte er nicht von ihr bezahlt ſein, ſondern ſeinen Dienſt aus Freundſchaft thun. Das war Veronika auch recht. Aber von Zeit zu Zeit ſagte ſie:

Digitized by Google

„Blasi, heut ist dein Namenstag", oder: „Heut ist Kirchweih, da werde ich dir auch ein Festgeschenk machen dürfen", — oder auch: „Heut habe ich für eine Extraarbeit die Hälfte mehr bekommen, als ich erwartet, da gehört dir auch ein Teil davon, denn ohne dich hätte ich immer eine oder zwei Stunden früher fort müssen und wäre noch lange nicht fertig", — und jedesmal hatte die Veronika ihm dann ein so großes Stück in die Hand gedrückt, daß er jetzt schon ein ganz schönes Sümmchen beisammen hatte. Zu alledem kam noch, daß ihm die Veronika einmal ein seidenes Halstuch und einmal sechs ganz neue, schneeweiße Hemden und einmal auch ein Paket Taschentücher genäht und übergeben hatte, sodaß der Blasi wirklich das Gefühl eines angehenden Besitzers haben konnte, das ihn hob und zu den besten Vorsätzen entflammte.

Veronika war an dem dunkeln, stürmischen Abend vor Weihnachten spät auf den Heimweg gekommen. Sie hatte noch so vieles zu ordnen gehabt, auf die Festtage sollte alles fertig sein; es war nicht ihre Art, etwas liegen zu lassen.

Als sie daheim in die Stube eintrat, saß die Mutter Gertrud noch bei ihrer kleinen Lampe, und die fleißigen Hände arbeiteten rastlos an einem großen, löcherigen Postsack herum. Es ging nicht mehr so rüstig, wie Frau Gertrud sonst gewohnt war, ihre Arbeit zu verrichten. Es war, als sei sie müde, aber sie arbeitete fort.

Digitized by Google

„Nein, Mutter, das ſollteſt du nicht thun“, rief Veronika, ſobald ſie eingetreten war. „Ich habe dir's ſo ſicher geſagt, daß ich heut Abend noch das Haus putzen könne, und nun ſehe ich, daß du ſchon mit allem fertig biſt, und da ſitzeſt du noch zu einer neuen Arbeit hin, das kann ich nicht ſehen. Warum kann ich denn nicht die Arbeit für dich thun und du einmal ausruhen, du ſiehſt ja ſo müde aus.“

„Du mußt deinen Feierabend haben, wenn du heim kommſt, Veronika, du arbeiteſt ſtreng den Tag über, und das iſt genug“, ſagte die Mutter freundlich. „Und dann bin ich ja ſo froh, wenn immer eine kleine Arbeit da iſt, an der ich helfen kann. Ich möchte doch ſo gern wieder etwas zuſammenbringen, daß er es auch noch fände wie ſonſt bei mir, wenn er einmal wiederkommt. Dann denke ich auch, vielleicht mit Müh' und Fleiß kann ich's ſo lange aufhalten, daß ich nicht aus dem Hauſe muß, während er fort iſt. Es iſt mir wie ein Halt für ihn, daß er doch noch eine Heimat findet, wenn er zurückkommt. Ich denke dabei, es kann dazu helfen, ihn zu den guten, alten Gedanken zurückzubringen, wenn er noch alles im alten findet daheim.“

„Aber Mutter, das iſt kein Grund, daß du immer noch mehr arbeiteſt, als du ertragen kannſt“, entgegnete Veronika. „Du haſt ſo lange für mich geſorgt, daß es jetzt an mir iſt, das Gleiche für dich zu thun. Kümmere

Digitized by Google

dich nur nicht um das Haus, das ist schon in Ordnung. Weil du mir sagtest, der Weinhändler von Föhrensee werde es übernehmen, bin ich zu ihm gegangen und habe alles mit ihm abgemacht. Er ist ganz froh, daß ich es will, er sagte, er wüßte nicht, was damit thun, und läßt mir gern Zeit, es abzuzahlen."

„Ist's wahr, Veronika?" rief die Mutter aus, indem ein glückliches Lächeln sich über ihr Gesicht verbreitete. „Was hast du mir für einen großen Kummer abgenommen! Ach, Veronika", fuhr sie fort, indem sie ihren Sack weglegte, „du bist so gut und so brav, aber du siehst niemals froh und zufrieden aus. Es ist, als könne gar nichts dir Freude machen, und die möchte ich so gern für dich finden! Wenn ich doch etwas wüßte, das dich ein wenig glücklich machen könnte, wie gern wollte ich alles thun, es für dich zu erlangen."

„Es nützt nichts, Mutter, das Glück ist nicht für mich. Andere können es nur nehmen, aber ich nicht, ich kann's nicht", sagte Veronika mit einer Heftigkeit, die bei ihr ungewohnt war. „Ich habe ja danach gesucht und gestrebt, so lang ich denken kann, seit ich ein kleines Kind war. Und seit die Base Judith mir gesagt hatte, man müsse arbeiten, immer arbeiten, dann könne man es nehmen, hatte ich ja nur noch einen Wunsch, immerfort zu arbeiten, daß ich das Glück erlange, wenn ich schon nicht einmal recht wußte, was es war. Und später, als ich verstand, was es sein könnte,

Digitized by Google

arbeitete ich erſt recht Tag und Nacht, denn nun wußte ich, daß es das Schönſte ſei, was es giebt, glücklich zu ſein, aber ich war es niemals. Immer mußte ich traurigen Gedanken nachhängen bei meiner Arbeit und allem dem verkehrten und unrechten Zeug, das vorging. Da ſagte mir die lahme Sabine etwas anderes, das ich thun ſollte, ſo könnte ich glücklich werden, ſie war es auch geworden und war lange ſo traurig und unglücklich geweſen um ihres krummen Körpers willen." Und nun erzählte Veronika, wie ſie die ſchönen Bücher von der Sabine zu leſen bekam, damit ihr die täglichen, engen Gedanken vergehen und ſie große, neue Dinge und Vorgänge kennen lerne, die dann ihren Sinn erfüllen und ihre Gedanken auf ganz andere Wege bringen würden. Sie nannte die Bücher der Mutter und ſagte ihr, was in dieſem und jenem Schönes zu leſen ſei. „Aber ſiehſt du, Mutter", ſchloß Veronika, „es hat mir auch nichts geholfen. Wenn ich ſo las, gingen mir doch die anderen Gedanken im Herzen hin und her und ließen mich zu keiner Ruhe kommen. Und zuletzt legte ich doch das Buch immer wieder weg und hatte nichts gewonnen, es ging mich ja alles nichts an, was da ſtand, was mich plagte, blieb doch daſſelbe. Das Glück iſt nicht für mich, und das Sprüchlein auf meiner Roſe iſt nur für die anderen, für mich iſt's nicht wahr."

Veronika hatte ſo leidenſchaftlich geſprochen, wie die Mutter ſie noch nie gehört hatte. Das Mädchen war

Digitized by Google

keine ruhige Natur, nur eine, die sich in der Gewalt hatte und deren Art es nie gewesen war, auf andere abzulegen, was ihr schwer machte. Da nun aber die Schleusen einmal offen standen, schoß der Strom gewaltsam heraus.

Die Mutter schaute erschrocken auf das so ungewohnt erregte Mädchen. „Veronika", sagte sie liebevoll, „es thut mir recht weh, zu hören, was du mir sagst, ich meinte nicht, daß es so mit dir sei. Du warst immer so still, ich dachte, zuinnerst habest du doch den Frieden, wenn's auch oben über schwer und dunkel bei dir aussah. Aber es fehlt dir tiefer hinein. Ach, wenn ich dir doch den Weg zum Frieden zeigen könnte, es ist der gleiche, der zum Glück führt."

Veronika schüttelte den Kopf, so als wollte sie sagen: „Das ist ja doch nichts für mich." Sie sagte aber nichts, nur ihre Augen glühten wie Feuer von der inneren Aufregung.

„Veronika", sagte die Mutter nach einer Weile wieder, „morgen ist Weihnachten. Weißt du, wie ihr zusammensaßet an dem Abend, als ihr kleine Kinder waret, du und er, und wie ihr euch freutet auf den Festtag und dann so gern eure Gebetlein sagtet, so fromm und fröhlich? Komm, willst du mir nicht einmal wieder ein Vaterunser beten, daß wir auch einmal wieder so wie damals dem Fest entgegengehen können?"

Digitized by Google

Veronika wandte ihr Geſicht ab und wiſchte eine Thräne weg. Dann kehrte ſie ſich um: „Ja, ich will, Mutter“, ſagte ſie, ſich zu einem ruhigen Ton zwingend, „es bringt dir die alten Tage zurück und macht dir ein wenig Freude.“ Dann legte ſie ihre Hände zuſammen und begann laut ihr Vaterunſer zu beten, während die Mutter andächtig mit gefalteten Händen vor ihr ſaß. Veronika war zu der Bitte gekommen: „Vergieb uns unſere Schulden, wie —“, hier hielt ſie plötzlich inne. Sie legte den Kopf in beide Hände und brach in ein lautes Schluchzen aus. Dann rief ſie heftig aus: „Nein, Mutter, ich kann das nicht vor Gott ſagen, es iſt nicht wahr, ich kann ihnen nicht vergeben. Ich kann es dem Dietrich nicht vergeben, daß er dir das angethan hat und dann ſo fortlaufen konnte und nun fortbleiben kann, ohne ein einziges Wort zu ſchreiben, nicht einmal zu ſagen, wo er iſt. Er kann wohl wiſſen, wie es dir iſt und auch mir. Und dem andern, dem Judas, kann ich niemals vergeben, der hat den Dietrich in alles hineingeſtoßen, der hat ihn verführt und betrogen, der hat uns allen das Glück zerſtört. Wie kann man einem ſolchen vergeben? Verdient der nicht, daß man ihm das Böſeſte wünſcht, das einem Menſchen nur widerfahren kann?“

Veronika ſchluchzte in ihrem langverhaltenen Schmerz und bittern Zorn ſo heftig, als wollte es ihr das Herz zerſprengen.

Digitized by Google

Gertrud saß mit gefalteten Händen da, ohne ein Wort zu sagen, bis Veronika sich wieder gefaßt hatte. Dann sagte sie sanftmütig: „Wenn ich so denken müßte wie du, Veronika, dann ginge es mir wohl auch wie dir und ich wäre auch unglücklich, gewiß noch mehr als du, ich könnte es fast nicht tragen. Aber ich denke anders: Siehst du, wie der Dieterli ein Kind war, für das ich allein zu sorgen und zu denken hatte, da ist schon manches bei ihm zum Vorschein gekommen, das mir schwere Gedanken machte. Er wollte gern immer oben hinaus, und alles, was ihm gefiel, wollte er gern gleich haben, aber ohne Mühe. Und ich mußte oft denken, wenn das mit den Jahren in ihm wächst, so muß ihn gewiß der liebe Gott in eine strenge Schule nehmen, wenn etwas Rechtes aus ihm werden soll. Und dafür hatte ich doch noch von der ersten Stunde seines Lebens an zu Gott gebeten und ihm das Kind übergeben. Da habe ich denn die Jahre durch immer und immer wieder den lieben Gott angefleht: ‚Führ ihn, wie du willst, nur laß ihn nicht aus deiner Hand fallen!‘ Wie es nun mit dem Dietrich so kam, daß es mir ja auch fast zu schwer wurde, da konnte ich meine Ruhe doch wieder finden im Vertrauen, daß Gott mir das Kind nicht verloren gehen läßt, das ich ihm so übergeben habe. Wenn nun die strenge Schule für den Dietrich begonnen hat, so muß er sie durchmachen, und muß er noch mehr büßen, als er verbrochen hat, so wird es so gut für ihn sein. Und trifft mich das

Digitized by Google

Schwere mit, so weiß der liebe Gott schon warum, gewiß habe ich auch noch eine Schule nötig gehabt, ich habe noch so manches für mich in der schweren Zeit gelernt und gewonnen. Rechne es ihm nicht so an, Veronika, daß er nicht schreibt, vielleicht hat er es auch gethan, und der Brief ist verloren gegangen, er muß ja so weit fort sein. Vielleicht kommt auch bald ein Wort von ihm, ich warte täglich darauf. Und wenn es nicht so wäre, wenn er nichts von sich hören läßt, dann steht es nicht gut mit dem armen Dietrich. Er weiß wohl, wie wir es mit ihm meinen; wenn wir nichts von ihm wissen sollen, so geht er auf schlimmen Wegen, dann müßtest du doch erst recht Erbarmen mit ihm haben und mit mir zu Gott flehen, daß Er den Verirrten wieder auf den guten Weg zurückbringen wolle. Mit dem Jost denke ich wie du, ich glaube, er hat den Dietrich hineingezogen und war nicht treu an ihm. Aber wenn es so ist, dann ist ja der Jost ein armer, verlorener Mensch, wenn er nicht umkehren kann. Er hat ja auch niemand, der ihm mit Liebe nachgeht und ihn zum Guten führen möchte. Es muß uns ja treiben, darum zu bitten, der liebe Gott möge ihm das Gewissen aufwecken, daß er sein schweres Unrecht empfindet und Buße thun kann."

Veronika hatte still zugehört. Nach einer Weile fragte sie nachdenklich: „Mutter, macht es dich glücklich, daß du diesen Glauben im Herzen hast?"

Digitized by Google

Augenblicklich entgegnete Gertrud: „Ich weiß nichts anderes, das uns so glücklich und froh machen könnte, als das feste Vertrauen im Herzen zu haben, daß ein Vater im Himmel unser Leben regiert und bewacht, und daß alles, was uns begegnet, zu unserm Guten dient, wenn wir ihm angehören und uns zu ihm halten wollen. Ich weiß wenig, Veronika, ich habe nicht so viel gelesen wie die Sabine und du, und ihr versteht ja alles viel besser als ich, aber ich meine, du hättest einen größern Gewinn von den guten Büchern gehabt, wenn du darin gesucht hättest, was du für dich selbst hättest brauchen können, nicht nur, um etwas Neues zu erfahren, was andere thun und erleben. Wenn doch in den Büchern zu lesen war, wie unser Herr Jesus Christus auf Erden zuerst gelehrt hat, daß alle Menschen vor Gott die gleichen Rechte haben und daß eine Seele vor ihm so viel wert ist wie die andere, so steht doch gewiß in den Büchern auch, wie Er zuerst uns die frohe Botschaft brachte, daß wir einen Vater im Himmel haben, der uns als seine Kinder liebt und uns froh und glücklich machen will, wenn wir an ihn glauben und vor ihm leben wollen. Und daß es auch wieder der Herr Jesus ist, der uns den Weg zu unserm himmlischen Vater zeigt und selbst uns von allem Bösen befreien will, das uns diesen Weg versperrt. Er spricht ja zu uns mit einer Liebe, wie kein anderer und sagt es uns selbst, daß wir bei ihm alles ablegen können, was uns wehthut und ängstigt,

Digitized by Google

und daß er uns den Frieden und das Glück geben will, das wir ja alle gern hätten."

„Aber Mutter", sagte jetzt Veronika, die ganz verwundert nach dem friedlichen Gesicht der Sprechenden blickte, „kannst du denn sagen, daß du das Glück und den Frieden gefunden hast, während du doch weißt, wie alles ist, und daß man keinen Tag sicher ist, ob nicht noch schlimmere Nachrichten von ihm kommen?"

„Ja, Veronika, das kann ich sagen", entgegnete die Mutter, und ihr Blick hätte ohne Worte die Tochter überzeugen müssen, daß es so war, wie sie sagte. „Was auch kommt, ich weiß, es kommt nach Gottes Willen, und er selbst hat mir das Vertrauen ins Herz gegeben, daß alles zum Guten führt, was er uns schickt. Aber er will uns auch nach seinem Willen haben, Veronika, wir müssen so beten können, wie unser Herr Jesus uns gelehrt hat, der Haß und die Bitterkeit müssen weg, die sind auch vom Bösen, und so manches ist noch an uns, für das wir Vergebung zu erbitten haben. Nicht, Veronika? Ich will fortfahren, wo du aufgehört hast. Versuch es mitzubeten, es wird dir wohl thun." Nun betete Gertrud das Vaterunser zu Ende.

Veronika saß schweigend noch eine Weile bei der Mutter, dann ging sie nach ihrer Kammer. Sie hatte keinen Schlaf, aber auch zum Arbeiten hatte sie jetzt keinen Trieb wie sonst, wenn sie innerlich keine Ruhe hatte und sie finden

Digitized by Google

wollte. Die Worte der Mutter gingen ihr nach und arbeiteten in ihrem Innern. Wie manchmal hatte sie in den letzten Monaten bitter höhnisch vor sich hin gesagt: Welch schöne Wahrheit: „Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da!“

Und nun hatte die Mutter diese Wahrheit freudig bezeugt und hatte das Glück ergriffen mitten in einem Leid, das noch größer sein mußte als ihr eigenes.

Veronika saß sinnend und suchend die halbe Nacht auf ihrem Lager, und zwang auch die große Kälte sie zuletzt, sich niederzulegen, so kam doch kein Schlaf in ihre Augen, denn immer wieder mußte sie der Mutter Worte wiederholen und die Qual und Unruhe des eigenen Herzens dagegen halten.

Kapitel X.

Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Von Dietrich kam keine Nachricht. Jost hatte noch mehrere Male versucht, Veronika zu zeigen, wie viel ihm

Digitized by Google

an ihr gelegen sei. Er war ihr entgegengegangen und hatte sich alle Mühe gegeben, seine Freundlichkeit bei ihr anzubringen. Daß er ihr nötig sei, konnte er nicht mehr sagen, denn jedesmal, wenn er sie traf, schritt schon der Blasi beschützend neben ihr her, mit einem triumphierenden Lächeln auf dem Gesicht, das deutlich sagte: „Nun kann der Jost vielleicht merken, wer den ersten Platz einnimmt.“ Sobald der Jost in ihrer Nähe anlangte, ließ Veronika den Blasi zwischen sie beide treten und ging abgewandt am äußersten Rande des Weges hin, ohne ein einziges Wort zu sagen und ganz so, als hörte sie gar nicht, was um sie her geredet wurde.

Jost war jedesmal blaß vor Wut. Dem Blasi warf er die verächtlichsten Worte zu, sobald er ihn irgendwo allein traf, und mehr als einmal, wenn der Blasi ausnahmsweise einmal wieder in den Rehbock zu einem Glase eintrat, rief ihm Jost entgegen: „So, hat sie dir's erlaubt, du Diensteſel! Es kommt schon wieder anders mit dir, wenn sie dich nicht mehr braucht und dir den Tritt giebt. Die wird mir schon noch mürbe; aber bis sie vor mir bittet wie eine Bettlerin, geb' ich ihr kein Gehör.“ Das verdroß den Blasi in hohem Grade, denn der Jost rief ihm solches vor allen Gästen zu, und ein paarmal hatte er schon den großen Humpen erfaßt, um ihn dem Jost an den Kopf zu werfen. Aber die Veronika, der er jetzt alles mitteilte, hatte ihn gewarnt und gebeten, sich gar nicht mit

Digitized by Google

dem Joſt einzulaſſen, ſonſt gebe es noch einmal etwas Böſes, und ſie übte jetzt einen großen Einfluß auf den Blaſi aus. Ihre Worte kamen ihm auch zum Glück jedesmal noch rechtzeitig in den Sinn, dann ſetzte er ſchnell den erfaßten Humpen an, trank ihn in einem Zug aus und lief davon.

Seit einiger Zeit traf der Blaſi auf ſeinem Gang am Abend öfters mit der Judith zuſammen, die auch Geſchäfte in Föhrenſee hatte, wie es ſchien. Die Leute hatten die ſonderbarſten Gedanken über ihre Thätigkeit in Föhrenſee, denn es war bekannt geworden, daß ſie jedesmal dem Viehhändler einen Beſuch machte. Man ſah ſie auch öfters zum Schluß noch vor ſeinem Haus, wohin er ſie begleitet hatte, im eifrigen Geſpräch bei einander ſtehen und mit Armen und Händen in der Luft herumfechten, ſo als wären ſie beide von gewaltſamen Gedanken erfüllt. So ſagten die Leute in Föhrenſee: „Da giebt's etwas. Jetzt werden ſie wohl bald einig ſein. Sie iſt freilich geſcheiter als er, dafür iſt er aber fünfundzwanzig Jahre jünger als ſie. Das iſt auch etwas wert."

So traf Judith an einem hellen Januarabend wieder mit dem Blaſi zuſammen, als dieſer eben um die Ecke vom Hauſe der Gertrud kam, wo er immer an der Arbeit ſaß, bis es Zeit war, ſeinen Gang anzutreten.

„Was lachſt du ſo heimlich und ſiehſt aus wie einer, der's gewonnen hat?" rief die Judith ihm zu.

Digitized by Google

„Exakt das Gleiche hab' ich grad' jetzt zu Euch sagen wollen. Was habt denn Ihr so versteckt zu lachen?“ fragte der Blasi zurück.

„Gieb du erst deine Antwort, dann geb' ich dir meine“, schlug Judith vor.

„Ja, so will ich“, nickte Blasi. „Wißt Ihr, es ist nichts Lumpiges: Sie nimmt mich.“

„Potz Tausend!“ fuhr Judith auf. „Aber welche denn?“

Blasi kehrte sich nicht um, aber mit dem Daumen wies er rückwärts über seine Schulter, gerade auf das Haus hin, das er eben verlassen hatte. „Die“, sagte er mit Nachdruck.

Judith lachte laut auf: „Will die denn alle drei? Zuerst den Dietrich und dann den Jost und jetzt dich noch?“

„Da ist nichts zum Lachen“, knurrte Blasi, „der Dietrich ist fort, den Jost flieht sie wie Brennesseln, wer ist dann noch? Wen bestellt sie, wenn sie einen haben will, he?“

Judith kicherte noch fortwährend über die Nachricht.

„So, jetzt sagt Eure Freude auch, wenn sie Euch doch so zu lachen macht“, fuhr Blasi weiter.

„Es ist das Gleiche, Blasi, komm ein wenig näher, so sag' ich dir's“, und nicht besonders leise sagte sie ihm ins Ohr: „Ich nehme ihn.“

Digitized by Google

„Potz Kuckuck!“ rief nun Blasi seinerseits, „dann werdet Ihr ja eine steinreiche Frau, der Viehhändler hat mehr, als die Hälfte der Föhrenseeer zusammen.“

„Ich sage ja gar nichts vom Viehhändler“, warf Judith zurück.

„Pah, von wem redet Ihr denn, wenn es nicht von dem ist?“ fragte der erstaunte Blasi.

„Dann rede ich von einem andern, und den nehm' ich so, daß er dran denkt. Das sag' ich dir!“ Bei diesen Worten machte Judith eine so bedrohliche Gebärde mit der Hand, als wollte sie einen zusammenwürgen, daß er ihr kaum mehr lebendig aus den Fingern käme.

Blasi schüttelte den Kopf und ging schweigend weiter. In seinem Innern aber sagte er: „Man kann nichts verstehen, sie hat ein Durcheinander im Kopf, sie gehört eben zum Weibervolk.“ Bald darauf waren sie bei der Torfhütte angelangt und trennten sich.

Veronika kam gleich nachher von unten herauf, und nun wanderten die zwei über den vor Kälte knisternden Boden hin. Veronika war noch schweigsamer als gewöhnlich, sie war ganz in ihre Gedanken versunken. Mitten im Wald stand sie plötzlich still und sagte: „Blasi, willst du mir einen großen Dienst thun?“

„Alles thu' ich dir zulieb, Veronika“, erklärte Blasi augenblicklich. „Auf der Stelle springe ich dort in den

Digitized by Google

großen Teich und komme nicht mehr heraus, wenn es dir etwas nützt."

„Du könntest ja jetzt nicht einmal hinein, er ist zu hart zugefroren", sagte Veronika lächelnd. „Aber so etwas wünsche ich nicht von dir, Blasi. Etwas ganz anderes. Könntest du nicht erfahren, was der Jost von Dietrich weiß? Vielleicht hat er dem Jost einen Ort genannt, wohin er sich wenden wollte, so daß man doch versuchen könnte, ob ihn ein Brief erreicht?"

„Ja, aber Veronika, denkst du denn heimlich immer noch an ihn?" fragte völlig verblüfft der Blasi.

„Darum handelt es sich jetzt nicht", erwiderte sie kurz. „Sieh, Blasi, ich will dir sagen, was es ist: Ich habe eine große Angst, die Mutter ist seit ein paar Tagen so angegriffen und sagt von Zeit zu Zeit einmal: „Wenn ich ihn nur auch noch einmal sehen könnte!" So als meinte sie, sie bleibe nicht mehr lange da. O, hilf mir doch, wenn du's kannst, daß ich dem Dietrich berichten kann!" Veronika hatte die Augen voller Thränen, als sie jetzt bittend den Blasi anblickte.

Er wurde ganz weich von dem Anblick; dazu fuhr noch ein großer Schrecken in ihn, denn er dachte: „Jetzt wird sie mürbe, und es kommt noch, wie der Jost gesagt hat." Das mußte nicht sein, um keinen Preis.

„Nein, nein, nur nicht den Mut fallen lassen, das will ich schon machen! Das will ich schon machen!" ver-

Digitized by Google

ſicherte der Blaſi ſehr beſtimmt und ſah dabei ganz mutig aus.

Veronika dankte ihm für ſeinen guten Willen und ſagte, er ſei ja jetzt ihr einziger Freund. Das ſpornte den Blaſi denn auch zu ſolchem Unternehmungseifer an, daß er Veronika gleich unter der Thür des Hauſes verließ und wieder forteilte. Gleich heute noch wollte er alles aus dem Joſt herausbringen. Er lief ſtracks nach dem Rehbock hinunter und fand auch den Joſt feſt hinter dem Glaſe ſitzend. Wenn dieſer auch den Morgen durch nicht viel anderes that, als darüber ſchimpfen, daß er an der Arbeit ſchwitzen ſollte, während andere Leute thaten, was ihnen gefiel, ſo hatte er doch immer Geld, um nachmittags ein wenig im Rehbock zu ſitzen und bis gegen Morgen ſich bei einem Gläschen auszuruhen.

Blaſi ſetzte ſich gleich zu ihm und brachte ganz geſchickt ſeine Sache vor. Er möchte doch gern einmal wieder etwas von dem alten Kameraden wiſſen, wo er denn auch ſei und ob man ihm denn nicht auch einmal ein Wörtlein ſchreiben könnte, um wieder etwas von ihm zu erfahren. Es käme ihm auch nicht darauf an, ein Glas zu zahlen, wenn der Joſt ihm ſo recht ſagen wollte, was er vom Dietrich wiſſe, ſie ſollten doch auch zuſammenhalten, ſo drei alte Kameraden, wie ſie ſeien.

Joſt ſchielte halb lachend zu Blaſi hinüber, während dieſer ſo ſprach, dann ſagte er höhniſch: „So, kommt es

Digitized by Google

ihr am Ende? Hab's schon gedacht. Sag' ihr nur, ich könne ihr allerhand sagen, sie soll nur zu mir kommen und freundlich mit mir reden, wie ich es mit ihr thue. Sag' ihr, den sehe sie ihrer Lebtag nicht mehr, er ist zu weit weg, aber wenn sie ihm gern etwas sagen wolle, so soll sie kommen, ich kann ihr schon einen Weg zeigen und thu' ihr gern eine Gefälligkeit, sie kann mir dann auch eine thun. Geh', Blasi, bring' ihr den Bericht, zahlen kann ich selber."

Der Blasi war wie gelähmt. Jost hatte alles erraten, wie es war und hatte nur den Hohn als Antwort. Einen solchen Bericht mußte er der Veronika zurückbringen. Der würde ihr gewiß wieder das Wasser in die Augen treiben, und das konnte er nicht sehen. Es war aber nichts zu machen, er sah es dem Jost wohl an, der höhnte ihn fortwährend noch ohne Worte. Zum erstenmal in seinem Leben trank der Blasi sein Glas nicht aus. Er drückte gewaltsam seine Kappe ins Gesicht und lief fort. Als er in die Stube eintrat, saß Veronika bei ihrem Licht und flickte emsig an dem alten Postsack herum. Sie legte ihn gleich auf die Kniee und schaute mit größter Spannung nach dem Eintretenden.

„Es ist alles aus, er speit einem nur Spott und Hohn ins Gesicht", sagte der entrüstete Blasi und warf seine Kappe weit weg in einen Winkel, denn an irgendeinem Gegenstand mußte er seinen Groll auslassen. Dann er-

Digitized by Google

zählte er der Veronika seine ganz verfehlte Unternehmung. Sie sagte kein Wort. Bei sich wiederholte sie mit Bitterkeit die Worte: „Er will mich zwingen. Ich soll bitten vor ihm, freundlich soll ich sein und ihm auch eine Gefälligkeit thun? Welche Gefälligkeit?“ Nein, sie konnte nichts mit ihm zu thun haben.

Sie nahm ihren Sack wieder auf, flickte hastig das letzte Loch zu und rollte ihn zusammen. Mit großer Freundlichkeit sagte sie dann: „Blasi, thust du mir noch einen Gefallen? Ich hoffe, ich kann dir's einmal vergelten, was du alles für mich thust.“

„Sag, sag, Veronika“, drängte Blasi, „ich thu' dir alles. Gleich geh' ich selber und suche den Dietrich, wenn du es haben willst, und wenn ich grad' zu Fuß nach Australien muß.“

„Nein, nicht so weit, Blasi. Siehst du, ich würde dich auch um den unangenehmen Dienst nicht bitten, aber es hat heut Abend die Mutter so beunruhigt, daß der Postsack noch da ist. Es ist, als möchte sie schnell alles fertig machen und in Ordnung bringen, so als habe sie nur noch wenig Zeit.“ Hier hielt Veronika einen Augenblick inne, und das Wasser, das Blasi so gefürchtet hatte, stieg jetzt wirklich in ihren Augen auf. „Ich habe der Mutter versprochen“, fuhr sie dann fort, „der Sack komme morgen noch in aller Frühe an seinen Ort; du siehst, ich zählte auf dich. Mitten im Tag läßt dich der Arbeiter nicht fort,

Digitized by Google

und am Abend haſt du ja mich heimzuholen; ſo dachte ich, du geheſt mir ſchon früh am Morgen vor der Arbeit.“

„Zähl darauf, ich geh' und wenn es grad' lebendige Katzen ſchneite“, verſicherte Blaſi. „Aber wohin muß ich denn?“

„Es iſt kein ſchöner Weg, oder dann mußt du furchtbar weit um, der großen Straße nach. Der Sack gehört ins Poſthaus an der Tobelbrücke. Meinſt du, bei dem hohen Schnee könneſt du auf dem Fußweg den ſteilen Berg hinab? Ich möchte nicht, daß es dir etwas gäbe“, fügte Veronika beſorgt bei.

Aber ſolche Furcht kannte der Blaſi nicht. Hocherfreut holte er ſeine Kappe wieder hervor, jetzt wollte er der Veronika zeigen, daß ſie auf ſeine Tüchtigkeit zählen könne, wenn es ſich um natürliche Dinge und nicht um den verzwickten Joſt handelte.

In dieſer Nacht hatte Veronika einen harten Kampf zu beſtehen. „Muß es ſein? Muß ich es thun?“ fragte ſie ſich immer wieder, und jedesmal bäumte ſich ihr Herz in ihr auf und ſie ſtöhnte: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ Dann ſah ſie wieder die bleiche Mutter vor ſich und hörte ihre verlangenden Worte: „Wenn ich ihn nur noch einmal ſehen könnte!“ Veronika ſchloß kein Auge und konnte die ganze Nacht durch zu keinem Entſchluß kommen.

Digitized by Google

Faſt war es am andern Morgen, als ſollte Blaſi beim Wort genommen werden und beweiſen, daß er nichts ſcheue, was auch auf ihn niederfalle. Es ſtürmte und pfiff um ſeine Ohren, als er vor die Hausthür trat, daß es ihn faſt zurücktrieb. Dazu ſchlug es ihm ſpitze Schneeflocken ins Geſicht, die ihn völlig ſtachen, denn der Schnee war halb gefroren. Aber der Blaſi war tapfer. Er kämpfte ſich vorwärts, und obſchon es noch ſo dunkel war, daß er keinen Schritt vor ſich ſehen konnte, ſo ſtampfte er doch ſo feſt drein, als könne es ihm nicht fehlen. Es fehlte ihm auch nicht. Als der Tag graute, war er glücklich, allen hohen Schneewellen und dem ſcharfen Eisregen ungeachtet, bei der Tobelbrücke angelangt.

„Du kommſt früh", ſagte der Poſthalter, der eben noch bei Licht ſeine Briefe vom vorigen Abend auseinanderlegte. Blaſi ſagte, er müſſe an die Arbeit, wenn es Tag ſei, gab ſeinen Sack ab, und nachdem er die Bezahlung erhalten, machte er ſich wieder auf den Heimweg. Kaum hatte er einige Schritte gethan, ſo rief ihn der Poſthalter wieder zurück. „Da, Blaſi, du kannſt einem Kameraden einen Dienſt thun, und dich koſtet's nichts", ſagte er, dem Blaſi einen Brief hinſtreckend. „Er iſt für die alte Obermüllerin, der Joſt holt ſonſt die Briefe für ſie, es heißt auch darauf: ‚Wird abgeholt', aber er wird froh ſein, wenn ihm bei dem Wetter der Weg erſpart bleibt. Du kannſt es ihm dann nur ſagen, er kommt nie vor Mittag."

Digitized by Google

Blasi nahm den Brief und ging. Die Obermüllerin war eine alte, taube Frau, die ganz allein in einer kleinen, verfallenen Hütte wohnte, ein wenig außer dem Weg, an einer völlig einsamen Halde. Der Fußweg, den Blasi ging, führte in der Nähe vorbei. Die Frau war Josts Base und hatte früher als Müllerin bessere Tage gehabt; jetzt war sie völlig verarmt und verbittert, hing mit keinem Menschen mehr zusammen und wollte von keinem mehr etwas wissen. Blasi arbeitete sich durch den tiefen, pfadlosen Schnee zu der Hütte hin. Jetzt zog er seinen Brief heraus; es war nun hell geworden. Er schaute die Aufschrift an.

„Potz alle Wetter und dann noch eins, der Brief ist vom Dietrich!“ schrie der Blasi auf. „Dem hab' ich nicht vergebens alles abgeschrieben in der Schule, die Handschrift kenn' ich, ja sicher die kenn' ich“, fuhr er in seiner Aufregung laut redend fort, während er fast die Thür dazu einschlug, denn die Müllerin wollte nicht aufmachen. Jetzt drückte er am Schloß, die Thür war offen, die Müllerin schloß nie zu. Er stürmte in die Stube hinein. Die Alte saß auf der Ofenbank und zupfte Wolle. Sie hatte wohl nichts von seinem Klopfen vernommen, denn sie starrte ihn verwundert an. Er erklärte ihr die Sache mit dem Brief, aber sie war zu taub, sie verstand nichts. Dann streckte er ihr den Brief hin und schrie, so viel er konnte: „Lest! Ich will auch wissen, was drin steht, er ist vom Dietrich.“

Digitized by Google

Sie ſtieß ihm den Brief zurück und ſagte unwirſch: „Der iſt nicht mein, ich bekomme keine Briefe, mach, daß du fortkommſt!“

Jetzt war Blaſis Geduld zu Ende. Er hielt ihr den Brief ganz nahe an die Augen und ſchrie: „Da iſt Euer Name, jetzt will ich Euch leſen, was Euch der Dietrich ſchreibt“; damit riß er den Brief auf und fing an zu leſen:

„Hamburg, den 14. Januar 18**.

Lieber Joſt!“

Blaſi fuhr zurück — er las nochmals — es war ſo. Er las weiter. Es war ein kurzer Brief. Blaſi fing wieder von vorne an und dann noch einmal.

„Mach, daß du einmal fortkommſt“, knurrte die Alte wieder, als Blaſi immer noch wie an den Boden gewurzelt daſtand. Jetzt packte er ſchnell ſeinen Brief wieder in den aufgeriſſenen Umſchlag ein und ging. Draußen ſtand Blaſi wieder ſtill, er wußte gar nicht was machen. Der Brief gehörte dem Joſt, er hatte ihn aufgeriſſen, und vor dem Joſt fürchtete er ſich. Was könnte der ihm anthun, wenn er vernähme, er habe den Brief aufgemacht! Nun kam ihm ein Gedanke: er klebte den Umſchlag zuſammen, ſo gut er konnte, rannte durch alles Unwetter zum Poſthaus zurück, legte den Brief hin und rief eilig dem Poſthalter zu: „Die Müllerin ſagt, er gehöre nicht ihr, ſie wolle ihn nicht.“ Dann lief er heim.

Veronika hatte den ganzen Tag über nur einen Ge-

Digitized by Google

danken gehabt. Die Mutter hatte so leidend ausgesehen, als sie früh noch vor ihr Bett getreten war, daß es in dem Augenblick in Veronikas Herzen hieß: „Es muß sein!“ Mit aller Gewalt hielt sie den Tag über ihren Entschluß fest, am Abend mußte es sein. So sehr der Blasi von seiner Botschaft erfüllt war und es kaum erwarten konnte, sie der Veronika mitzuteilen, war doch das erste, als er am Abend mit ihr zusammentraf, daß er ausrief: „Was hast du? Bist du krank geworden? Komm, sitz ein wenig nieder in der Hütte!“

Aber sie schüttelte den Kopf und sagte, sie wolle im Gegenteil recht laufen, sie habe noch zu thun heut, und krank sei sie nicht. Nun schoß der Blasi mit seiner Geschichte los, er hatte ja den Augenblick fast nicht erwarten können, bis er das thun konnte. Veronika schaute mit angehaltenem Atem und mit solcher Spannung auf ihn, daß der Blasi sein Erlebnis mit ungewohnter Lebendigkeit schilderte. Jetzt verbreitete sich plötzlich ein solches Freudenlicht über Veronikas Gesicht, daß der Blasi still stand und sie anstarrte.

„Hamburg, sagst du, bist du sicher, Hamburg stand im Brief?“ rief sie mit so strahlenden Augen, wie der Blasi sie noch gar nie gesehen hatte.

„Sicher, sicher, ganz sicher, Dietrichs Handschrift kann ich schon lesen“, bestätigte Blasi laut, aber leise mußte er sagen: „Das Weibervolk kann doch kein Mensch erraten.

Digitized by Google

Grad' noch war sie, als könnte man sie nur ausblasen, und jetzt sieht sie aus wie eine Sonne."

„Sag jetzt Wort für Wort, was du noch aus dem Brief weißt, Blasi, bitte!" drängte Veronika, und er wollte ihr gern so viel als möglich sagen, denn die Verwandlung der Veronika gefiel ihm. Der Inhalt des Briefes war aber bald berichtet: Dietrich schrieb aus Hamburg, er habe nicht viel zu sagen, aber er wolle doch dem Jost wieder Nachricht von sich geben, da er ja der einzige Mensch auf der Welt sei, der sich noch um ihn kümmere. Vielleicht komme die Mutter noch einmal zu anderen Gedanken, es werde sie wohl alles so übernommen haben, daß sie es nicht gleich verzeihen könne. Wenn Veronika wirklich einen anderen nehme, so soll er es ihm nicht sagen, er wolle es nie wissen. Nach Australien zu gehen, wie Jost ihm rate, so schrecklich weit weg, dazu könne er sich nicht entschließen, das Heimweh bringe ihn in Hamburg schon fast um. Wenn man auch auf ihn fahnde um des Totschlags willen, der ihn genug plage, so bleibe er doch vielleicht unentdeckt und könne nach Jahren wieder heimkommen. Im schlimmsten Falle fasse man ihn, dann komme er auch heim, wennschon ins Zuchthaus. Um der Mutter willen wäre ihm das am schwersten. Am Schluß stand, Jost solle ihm wieder Nachricht geben von daheim und unter derselben Aufschrift schreiben, so sei es am sichersten, er hole die Briefe immer selbst.

Digitized by Google

Veronika hatte Blasis Worten mit einer Aufmerksamkeit zugehört, wie noch nie in ihrem Leben. Nun er fertig war, ging sie schweigend und sinnend neben ihm her. Aber er wollte nun gern wissen, was er selber machen solle, im Fall der Jost darauf käme, der Brief sei von ihm aufgemacht worden, und ihn etwa vor den Friedensrichter bringen wollte. Veronika beruhigte ihn darüber und sagte, sie glaube, Jost habe alle Ursache, über den Brief zu schweigen. Sie riet dem Blasi, ganz still zu sein und gar nicht dergleichen zu thun, als ob etwas vorgefallen sei, wenn er den Jost sehen sollte. Sie wollten beide mit keinem Menschen über die Sache reden, das Weitere wollte sie schon selbst thun. Nun wurde es dem Blasi wieder wohl, denn er hatte das beruhigende Gefühl, alles auf die Veronika abgelagert zu haben, was ihn sehr erleichterte. Er hatte ja das volle Vertrauen zu ihr, daß sie sich schon zu helfen wußte.

In Föhrensee war die Hauptpost, wohin alle Briefe und Sendungen von den Postablagen der kleineren Orte der Umgegend gebracht werden mußten, um nach der Stadt hinunter und weiter befördert zu werden. Das wußte Veronika wohl. Als sie am andern Morgen früh hinunter kam, ging sie nicht gleich nach ihrer Schule, erst machte sie einen Gang zum Postmeister. Sie sagte ihm, sie möchte es gern wissen, wenn in diesen Tagen ein Brief nach Hamburg aufgegeben werden sollte, sie möchte nur auf die Adresse sehen.

Digitized by Google

Der Postmeister kannte Veronika wohl. Ihr Gesuch fiel ihm nicht auf, er nahm an, es handle sich um eine Geschäftssache.

„Gestern Nacht ist einer nach Hamburg eingelegt worden", sagte die Tochter, die dem Vater das Geschäft besorgen half, „er liegt schon bei denen, die in den Sack kommen."

In gefälliger Weise trat der Postmeister an den Tisch und suchte den Brief heraus. „Schön ist die Adresse nicht geschrieben", sagte er, ihn der Veronika vorweisend.

Mit einer völlig ungeübten oder absichtlich entstellten Handschrift war die Adresse geschrieben. Sie lautete nach Hamburg, an eine Frau, die den gleichen Namen wie die Obermüllerin trug. Die Straße war unleserlich, dagegen stand deutlich darunter: „Wird abgeholt."

Veronikas Herz schlug fast hörbar. Das war der Brief, sie war fest überzeugt. Jost hatte also gleich gestern noch geschrieben. Er hatte wohl bemerkt, daß der Brief geöffnet worden war. Hatte Jost so schnell geschrieben, um dem Dietrich Angst zu machen, daß er doch noch weiter gehe? Hatte er ihm eine neue Adresse vorgeschlagen, nun er denken konnte, die erste sei verraten? Denn, daß Jost den Weg zu Dietrich für jedermann verrammeln wollte, das war der Veronika klar. Dann war aber kein Augenblick zu verlieren, den Brief durfte sie aber auch nicht aufhalten. Sie gab ihn dem Postmeister zurück und bat um ein Stück

Digitized by Google

Papier. Ihre Hand zitterte vor innerer Aufregung, als sie darauf schrieb:

„Lieber Dietrich!

Die Mutter ist sehr schwach. Komm augenblicklich, du hast nichts zu fürchten.

Veronika."

Dann setzte sie dieselbe Adresse, welche der Brief nach Hamburg trug, auf den ihrigen, schloß ihn und übergab ihn dem Postmeister.

„Danke vielmals für ihre Gefälligkeit und bitte, Herr Postmeister, daß er ja heut Morgen fortkommt", bat Veronika dringend.

„Ja, ja, verstehe schon, es wird so eine Faden- und Nadelnkonkurrenz sein", sagte er lachend und warf beide Briefe zusammen auf den Haufen, „die reisen gleich miteinander."

Veronikas Hände zitterten den ganzen Tag bei ihrer Arbeit. Sie war wohl gehalten und ruhig nach außen, aber in ihrem Innern stürmte und wogte es, und immer neue, aufregende Vorstellungen drangen auf sie ein. Was hatte Jost dem Dietrich geschrieben von der Mutter, was von ihr selbst? Was glaubte Dietrich von ihnen beiden? So hatte Jost ihn im Glauben gelassen, er habe einen Totschlag begangen. Was hatte Jost davon, den Dietrich zu belügen und fernzuhalten? Hier kam Veronika auf Vermutungen, die ihr das Blut in die Wangen trieben.

Digitized by Google

Meinte er, sie möge ihn, sobald sie sehe, daß Dietrich nicht mehr zurückkomme? Oder sollte es noch andere Gründe geben, die es ihm wünschbar machten, daß Dietrich fortbliebe? Veronika kam von einem Gedanken auf den andern, und die Schlüsse, zu denen sie kam, erschreckten sie selbst, sie wollte doch keinen zum Schelm machen, von dem man nicht wissen konnte, daß er's war. Wenn Dietrich kam, dann konnte ja alles ans Licht kommen, wenn er aber ausblieb? Was dann? Sollte man dann alles nur gehen und liegen lassen, wie es war? Sie wollte heut Abend noch alles mit der Mutter besprechen.

Kapitel XI.

Das Sprüchlein muß wahr sein.

Veronika konnte für einmal ihr Vorhaben nicht ausführen. Als sie am Abend heim kam, lag die Mutter im Fieber. Sie wußte nicht recht, woher Veronika kam, und sprach mit ihr, als wäre sie noch ein Kind und komme aus der Schule. Veronika setzte sich erst ruhig zu ihr hin, sah dann zu, womit sie die Mutter erfrischen und erquicken könnte, und als diese nach und nach wieder klarer wurde,

Digitized by Google

ſchlug Veronika vor, den Doktor zu holen. Aber die Mutter wollte nicht. Sie fühlte keine Schmerzen, ſie meinte, es fehle ihr gar nichts, ſie ſei nur ſo ſchwach. Veronika blieb die Nacht durch am Bett der Kranken ſitzen. Davon war nun keine Rede, mit der Mutter von der aufregenden Sache zu ſprechen. Auch von dem Brief ſagte Veronika kein Wort. Vergebliche Hoffnung in der Mutter erwecken, das wollte ſie jetzt weniger als je, und erhielt Dietrich ihren Brief und wollte kommen, dann war ja die Erfüllung beſſer, als alle unſichere Hoffnung. Während Veronika die Nacht durch immer wieder all den rätſelhaften und Bitterkeit erweckenden Dingen nachdenken mußte, lag die Mutter ſtill da. Nur von Zeit zu Zeit ſprach ſie in freundlichen Worten zu ihren Kindern, und Veronika konnte verſtehen, daß ſie meinte, die beiden ſitzen an ihrem Bett und ſeien noch kleine Kinder.

Am Morgen war die Mutter wieder ganz klar; aber auch jetzt wollte ſie Veronikas Bitten nicht nachgeben, den Doktor zu ſich zu bemühen, ſie meinte, das wäre ja nicht der Mühe wert, ſie leide ja gar nicht. Sie wollte noch einen Tag ausruhen, dann würde es ſchon beſſer werden. Veronika wollte die Mutter nicht verlaſſen, ſie konnte wohl ſehen, wie ſchwach die Kranke war. Sie ließ die lahme Sabine bitten, ihre Stelle ein paar Tage für ſie einzunehmen; ſie wußte, daß ſie darauf zählen konnte. Sabine hatte ihr ſchon oft ihre Hilfe angeboten und war immer

Digitized by Google

außerordentlich freundlich und besorgt für Veronika geblieben, die ihrer Empfehlung an die Stelle von Anfang an alle Ehre gemacht hatte. Den Tag und die folgende Nacht blieb die Mutter ebenso still und ruhig; sie schlief meistens. Am dritten Tag war es immer wieder, als suchten ihre Augen nach etwas, wenn sie sich öffneten, auch wenn die Kranke sichtlich beim Bewußtsein war. Mehrmals wiederholte sie dann: „Wenn ich ihn nur noch einmal sehen könnte!“ Als der Abendschein durch das Fenster in die Kammer leuchtete, ging ein frohes Lächeln über das Gesicht der Mutter. Halblaut sagte sie:

„Und vorm Entschlafen sagt er leise:
Es wird ein schöner Morgen sein.“

Nach einer Weile wandte sie sich suchend um und bat: „Veronika, sing es noch einmal mit ihm; es war so schön und es macht mir so wohl, es zu hören: Es wird ein schöner Morgen sein.“

„Du hast geträumt, Mutter, wir haben nicht gesungen“, erwiderte Veronika, ihre Thränen wegwischend.

Es war dunkel geworden und still ringsum. Die kleine Nachtlampe warf einen matten Schein auf das Bett, wo die Mutter zu schlummern schien. Veronika saß mit großen, offenen Augen an dem Lager. Unruhig wogten die Gedanken auf und nieder in ihr. Hatte er ihren Brief er-

Digitized by Google

halten? Würde er kommen? Wie? Wann? Wie konnte es mit der Mutter werden?

Plötzlich setzte sich diese wie mit neuer Kraft in ihrem Bett auf und sagte dringend: „Geh, geh, Veronika, mach ihm die Thür auf! Er muß nicht klopfen wie ein Fremder, zeig ihm unsere Freude, daß er wiederkommt."

„Es klopft niemand, es träumt dir nur, Mutter", sagte Veronika kopfschüttelnd. Aber als sie das bittende Verlangen in den Augen der Mutter erblickte, gehorchte sie und ging hinaus, es konnte ja die Mutter beruhigen. Draußen hörte sie jetzt Schritte, aber der Weg ging ja am Haus vorbei. Sie öffnete die Hausthür — Dietrich stand vor ihr.

„Du hast mich gerufen, sonst wäre ich nicht gekommen", sagte Dietrich halb entschuldigend, halb trotzend, als Veronika stumm und ohne Bewegung vor ihm stand. „Die Hand wirst du mir doch geben, Veronika?"

Sie reichte ihm ihre Hand und sagte kurz: „Komm, sieh deine Mutter! Sie hat dich schon gehört, es nützt nichts, ihr es langsam sagen zu wollen. Du mußt dich zusammennehmen, sie sieht sehr verändert aus."

Dietrich trat ein. Die Mutter saß noch aufrecht und lauschte gespannt nach der Thür. Sie sah ganz anders verändert aus, als er erwartet hatte, so schmal und eingefallen. Der Anblick übernahm den Dietrich völlig. Er lief auf das Bett zu, umfing die Mutter und laut schluchzend

Digitized by Google

rief er einmal ums andere: „Verzeih mir, Mutter, verzeih mir! Es ſoll alles anders ſein, ich will ein ganz anderes Leben führen, du mußt noch ſchöne Tage haben, Mutter!“

„Gottlob, daß du noch gekommen biſt!“ ſagte ſie zitternd vor Schwäche und Aufregung. „Es iſt ja alles verziehen, was könnte ich dir nachtragen! Aber Dietrich“, fuhr ſie nach einer Weile fort, „warum haſt du auch kein Wort geſchrieben, wo du warſt und wo du hin wollteſt? Wußteſt du nicht, welchen Kummer ich ausſtehen mußte?“

„Was?“ fuhr Dietrich auf, „was, Mutter? Dreimal hab' ich an dich geſchrieben, und zweimal an Veronika, und du haſt mir durch den Joſt ſagen laſſen, du wolleſt lieber nichts mehr von mir hören, die Schande bringe dich um, und vor Veronika dürfe man meinen Namen gar nicht mehr nennen, ſo furchtbar ſei ſie gegen mich und mein Thun aufgebracht. Die Briefe mußte ich durch den Joſt gehen laſſen; er hatte mir die Adreſſe an ſeine alte Baſe gegeben, ſo war's ſicher. Ihr durftet nichts von mir wiſſen, man hat ja auf mich gefahndet, um des Totſchlags willen, und ihr habt nichts erhalten? Gar nichts?“

Die Mutter ſchüttelte verneinend den Kopf. Sie wollte noch einmal ſprechen, aber die Anſtrengung war ſchon zu viel für ſie; ſie ſank auf ihr Kiſſen zurück. Veronika, die ſtill auf der Seite geſtanden hatte, trat raſch hinzu: „Ich

Digitized by Google

will den Doktor holen, bleib bei ihr, Dietrich", ſagte ſie ſchnell und war ſchon zur Thür hinaus.

Er eilte ihr nach: „Das thu' ich, Veronika", rief er, „komm zurück, es iſt viel zu ſpät für dich, und du kannſt ſie beſſer pflegen als ich." Damit ſtürzte er den Berg hinunter, Veronika kehrte zur Mutter zurück. Er lief den kürzeſten Weg, den, der am Rehbock vorbeiführte. Vor dieſem Hauſe ertönte ein wüſter Lärm von vielen Stimmen durcheinander. Er eilte vorbei. Auf einmal hörte er ſeinen Namen rufen, und hinter ihm her kam es mit ſchweren Tritten gelaufen, immer rufend: „Wart, Dietrich! Wart doch!" Dietrich kehrte ſich um, der Blaſi ſtand hinter ihm. Er hatte plötzlich den Vorübereilenden erkannt und war ihm nachgeſtürzt.

„Lauf nicht wieder fort, Dietrich, Gott grüß dich! Woher kommſt du denn? Haſt du ſie ſchon geſehen? Lauf nur nicht wieder fort, hör doch!" keuchte der atemloſe Blaſi, als Dietrich nach einem Händedruck wieder forteilen wollte. „Eben haben ſie etwas im Rehbock verhandelt, das mußt du wiſſen. Du mußt aber nicht meinen, daß ich noch alle Abend im Rehbock ſei, weit nicht! Aber ich hatte gehört, man habe etwas vernommen, darum lief ich heute Abend hin, und es iſt auch etwas: der Rote iſt eingeſteckt. Der Viehhändler hatte ihn angeklagt, er habe ihm das Geld geſtohlen an jenem Abend. Er ſoll lang geleugnet haben, es gab eine lange Unterſuchung und es ſoll

Digitized by Google

noch viel herausgekommen ſein gegen ihn, er muß ein abgefeimter Schurke ſein. Und wie er ſoviel wie überwieſen war, hat er einen andern angeklagt, der habe die Hauptſache gethan; man weiß noch nicht, wer's iſt. Lauf doch nicht ſo, ich komme dir ja nicht nach. Jetzt biſt du draußen, Dietrich, es wird dir doch recht ſein, du weißt ja, daß ſie's auf dich hinausbringen wollten, weil du dich fortgemacht hatteſt, ich hab's aber bei meiner Ehre nie geglaubt. Jetzt iſt ja alles aus, ſteh doch einmal ſtill, du brauchſt ja nicht mehr fortzulaufen."

„Ich laufe nicht fort, Blaſi, ich danke dir, daß du mir den Bericht gebracht haſt. Aber, Blaſi, es iſt ja doch nicht alles aus, du weißt, was ich gethan habe, Marx iſt ja tot."

„Was tot?" ſchrie Blaſi, „ſo einer iſt nicht gleich tot, wenn er ſeine Tracht Prügel bekommen hat. Der läuft herum wie du und ich und trinkt noch allemal ein Glas über den Durſt, wenn er dazu kommt."

Jetzt ſtand Dietrich ſtill und atmete tief auf. „Iſt's wahr, iſt's wirklich wahr, Blaſi, du ſagſt doch nicht, was nicht wahr iſt? Sie hat ja freilich auch geſchrieben, ich habe nichts zu fürchten, ich verſtand es nicht, bis jetzt noch nicht. Aber Joſt hatte mir ganz beſtimmt geſchrieben, Marx ſei tot, ich ſoll ſo weit fort, als ich nur könne, ſie fahnden ſtreng nach mir. Ich verſteh' nicht, wie das iſt. Aber ich muß gehen, ich muß zum Doktor, komm

Digitized by Google

morgen einmal zu mir, Blasi, dann wollen wir reden; schlaf wohl!"

Dietrich schüttelte dem alten Kameraden die Hand und lief weiter. Aber dieser konnte all das Merkwürdige, was er noch zu sagen hatte, nicht so herunterschlucken, aus aller Kraft schrie er noch dem Dietrich nach: „Du weißt ja noch gar nichts! Ich brauche nicht zu dir zu kommen, ich bin den ganzen Tag in deinem Haus, du mußt eher zu mir kommen. Ich mache deine Arbeit und du darfst sie ansehen, es giebt manchen, er wäre froh, er könnte, was ich jetzt kann." Dietrich war längst verschwunden. Es war lang nach Mitternacht, als er am Hause des Doktors stand und schon mehrmals vergebens geklopft hatte. Jetzt erschien das Mädchen und machte auf: „Es ist doch wie verhext, daß alles in der gleichen Nacht sein muß", sagte sie ziemlich unwillig, „schon einmal hat man den Herrn herausgeklopft, und kaum hat er sich wieder hingelegt, so geht's noch einmal los."

„Er soll doch auch so gut sein und kommen", bat Dietrich, „es ist gewiß nötig, sonst wär' ich nicht gekommen."

Das Mädchen klopfte jetzt an der nahen Zimmerthür. Es währte längere Zeit, bis von innen die Stimme des Doktors gehört wurde: „Wer ist's?"

„Der Dietrich von Tannenegg", antwortete ihm das Mädchen.

Digitized by Google

„Der wieder?“ tönte es heraus. „Nein, nein, dazu bin ich zu alt und zu müde. Sie ſollen nur fortprügeln, wo's trifft, iſt's kein Schade.“ Dietrich trat an die Thür heran und ſagte demütig: „Es iſt nicht für mich, Herr Doktor, es iſt für meine Mutter, ſie iſt ſo ſchlimm daran. Um Gottes willen, Herr Doktor, kommen Sie doch und helfen Sie uns!“ — „Das iſt etwas anderes, das iſt eine brave Frau, die hat das Ihrige gethan“, ſagte drinnen der Doktor. Bald nachher trat er heraus, und nachdem Dietrich erklärt hatte, wie es mit der Mutter ſei, ſteckte der Doktor einiges zu ſich und machte ſich auf den Weg. „Ein Roß habe ich nicht“, ſagte er kurz, „das hat heute ſeine Schuldigkeit gethan und muß ausruhen. Wir müſſen zu Fuß den Berg hinauf.“ Als ſie über den großen Platz vor dem Haus ſchritten, fuhr er fort: „Ich kann mich noch erinnern, wie mir auf dieſem Platz einmal ein kleiner Bube, den ich gefragt hatte, ob er Roßknecht werden wolle, geantwortet hat: ‚Nein, ein Roßherr!‘ Ich dachte, der hat was Rechtes im Sinn, wenn er am rechten Punkt anfängt. Es fängt aber nicht beim Herrn an. Zuerſt kommt die Arbeit und das Dienſtthun bei jedem von uns, dann folgt das Herrſein daraus. Wer beim Ende anfangen will, der kommt auf eine Weiſe zum Anfang zurück, wie's nicht ſchön iſt und auch nicht erfreulich. Hab' ich recht, oder hab' ich unrecht?“

„Sie haben recht, Herr Doktor“, antwortete Dietrich,

Digitized by Google

„wenn man nur manches vorausſehen könnte.“ — „Ja, oder denen glauben, die es gut mit uns meinen“, fuhr der Doktor fort, „und die uns vorangehen auf dem rechten Weg, ſo daß wir ihn kennen könnten, ſo wie die brave Frau gethan hat, zu der wir jetzt gehen.“

Als die beiden oben angekommen waren und in die Kammer der Kranken eintraten, lag ſie ſchlummernd da. Der Doktor ſetzte ſich zu ihr hin und beobachtete ſie eine Weile, von Zeit zu Zeit ihren Puls fühlend. Dann ſtand er auf, und zu Veronika ſich wendend ſagte er: „Da bin ich überflüſſig. Pflegt die Frau noch, wie ſie's verdient, das Lichtlein wird bald auslöſchen. Es iſt viel über ſie gegangen, das zehrt noch ſchneller auf, als die Jahre thun.“ Damit ging der Doktor raſch der Thür zu. Nach dem Dietrich ſah er ſich nicht mehr um. Jetzt warf dieſer ſich an dem Bett der Mutter nieder, und unter lautem Schluchzen rief er: „O Gott im Himmel, thu's nicht! Laß ſie noch leben! Laß ſie noch ein paar gute Tage haben! Straf mich, wie du willſt — aber laß ſie noch leben!“

Gertrud ſchlug ihre Augen weit auf. Sie erfaßte Dietrichs Hand, die auf der ihrigen lag, und ſie feſthaltend ſagte ſie leiſe: „Ja, Dieterli, bete du wieder, ſo kann alles noch gut werden.“ Dann ſchloſſen ſich die Augen, — es war ihr letztes Wort. Die Hand, die den Dietrich noch feſthielt, erkaltete in der ſeinigen. Veronika hatte ſtill

Digitized by Google

weinend hinter Dietrich geſtanden. Jetzt trat ſie herzu, und die andere Hand der Mutter erfaſſend, ſagte ſie mit unterdrücktem Schluchzen: „Schlaf wohl, du gute Mutter! Ja, für dich wird es ein ſchöner Morgen ſein!“ Dann ging ſie hinaus.

Zwei Tage nachher begleitete Dietrich ſeine Mutter zu ihrer Ruheſtätte. Er konnte es ohne Scheu vor aller Augen thun, er wußte nun, er hatte nichts mehr zu fürchten. Aber auch zu hoffen blieb ihm in ſeiner Heimat nichts mehr. Als er von dem Begräbnis zurückgekehrt und in das Haus eingetreten war, von dem er wohl wußte, ihm gehörte es nicht mehr, ging er in ſeine Kammer. Dort ſchnürte er ſein dünnes Ränzchen wieder und kam damit die Treppe hinunter. Durch die offene Thür ſah er Veronika allein in der Stube ſtehen. Sie lehnte ſich an das Fenſter und ſchaute nach dem Kirchhof hinüber, wo jetzt die Mutter ſchlief.

Er trat hinein. „Veronika, gieb mir noch einmal die Hand, dann will ich gehen“, ſagte er, indem er ſich ihr näherte.

„Wohin willſt du, Dietrich?“ fragte ſie, und ihre Stimme verriet keine Bewegung. Dem Dietrich fuhr ein Stich ins Herz. „Es iſt ihr ganz gleich“, ſagte er ſich.

„Ich will fort, in die Welt hinaus“, antwortete er, „ich will Arbeit ſuchen, daß ich ehrlich abzahlen kann, was ich ſchulde. Eine Heimat hab' ich nicht mehr, mein Haus

Digitized by Google

gehört einem andern, und daß sich jetzt auf Erden niemand mehr um mich kümmert, kann ich draußen noch am ehesten tragen, ohne daß es mich erwürgt."

„So geh in Gottes Namen", sagte Veronika, ihre Hand hinhaltend. Das war zu viel für Dietrich. Er drückte ein gewaltsames Schluchzen nieder, dann brach er aus: „So kannst du mich gehen lassen, Veronika! Nicht einmal ein freundliches Wort hast du mehr für mich, und mich erwürgt es fast! Wenn ich hier bei dir bleiben könnte, wollte ich ja Tag und Nacht arbeiten wie der unterste Knecht, ich wollte thun, was es nur wäre, aber ich muß ja gehen, ich kann es ja nicht aushalten. Meinst du, ich könnte es ansehen, wenn du einen andern nimmst und mit ihm lebst, und ich habe dich so verloren, für immer verloren?" Dietrich warf sich auf einen Stuhl und drückte seinen Kopf auf beide Arme; er konnte sein Schluchzen nicht mehr unterdrücken.

Veronika war schneeweiß geworden. Sie trat jetzt zu ihm heran und legte ihre Hand auf seine Schulter: „Dietrich", sagte sie mit weichem Ton, „wenn es dir so ist, warum fragst du mich denn nicht, wie es mir sei, wenn du so von mir fortgehen willst, vielleicht für immer?"

Dietrich schaute auf. Er traf auf die Augen der Veronika, die ihn in einer Weise anblickten, wie er manchmal im fernen Land davon geträumt hatte. Er sprang

Digitized by Google

auf und ergriff ihre Hand. „Veronika, kannſt du mich noch gern haben? Kannſt du noch Vertrauen zu mir faſſen?“

Sie ließ ihre Hand in der ſeinigen liegen und ſchaute ihm voll in die Augen. „Ja, Dietrich“, ſagte ſie, „ich habe dich immer lieb behalten, und wenn ich weiß, daß du wieder beten kannſt und dein Leben vor einem Gott im Himmel verantworteſt, dann iſt auch das Vertrauen wieder da.“

Jetzt umſchlang Dietrich die Veronika und drückte ſie an ſich und immer wieder rief er: „Iſt es wahr? Iſt es wahr, Veronika?“ Dann ließ er ſie plötzlich wieder los und ſagte erſchrocken: „Aber ich darf ja nicht, Veronika. Wer bin ich denn? Gar nichts bin ich und nichts habe ich, weniger als nichts. Und ich weiß, wie begehrt du biſt. Joſt hat es mir noch geſchrieben, ich ſolle nur keine Hoffnung mehr haben. O, ich wollte dich ſo glücklich machen, alles wollt' ich erreichen an Geld und Gut und ſchöner Habe, daß ich dir ein rechtes Glück anbieten könne. Und nun? Und nun? Nun bin ich ein Bettler und ein verachteter dazu.“

Veronika ſchüttelte den Kopf. „Was du meinſt, iſt nicht das Glück, Dietrich, dem bin ich länger nachgegangen als du; glaub mir's nur, es iſt nicht, wo du meinſt. Es liegt auch nicht ſo weit von uns ab, wie du meinſt. Wenn wir arbeiten, können wir es gut haben. Bettler ſind wir

Digitized by Google

nicht, das Haus ist noch unser, da bleiben wir. Aber, Dietrich, wir wollen vor allem den Weg suchen, den die Mutter gegangen ist, das ist der rechte Weg zu Glück und Frieden im Leben und im Sterben."

„Das wollen wir", bestätigte der Dietrich, in Staunen und Freude seine Veronika aufs neue umfassend und nun so festhaltend, daß sie fühlen konnte, er wollte sie nie mehr von sich lassen.

In dem Augenblick stürzte die Judith in die Stube herein. Beim Anblick der beiden vor sich, stand sie stockstill vor Ueberraschung. „So, das ist doch einmal etwas, das einem Menschen noch Freude machen kann!" rief sie dann mit leuchtendem Gesicht. „Aber schaut schnell zum Fenster aus, darum komm' ich, den könnt ihr noch verabschieden."

Die beiden traten, einander festhaltend, an das Fenster, das in geringer Höhe auf den Weg hinaussah.

In diesem Augenblick kam Jost vorbei. Er hatte die Hände zusammengebunden. Hinter ihm her ging ein Gerichtsdiener, der den Zögernden vor sich her trieb. Jost schaute in das Fenster hinein. Er fuhr zurück, wie vor etwas, das er nicht sehen wollte; der Mann trieb ihn weiter.

„Was ist es?" fragten Dietrich und Veronika fast zu gleicher Zeit, indem sie sich zu Judith umwandten.

„Es ist, was kommen mußte", erklärte diese, „es ist

Digitized by Google

alles heraus. Den Roten haben ſie zuerſt gefaßt, nachdem ich dem dickköpfigen Viehhändler lang genug auseinandergeſetzt hatte, wo er ſein Geld zu ſuchen habe. Als der Rote in die Enge getrieben war und nicht mehr leugnen konnte, klagte er den Joſt an, der habe das Hauptgeſchäft ausgeführt und er nur mitgeholfen. Welcher den andern nun tiefer hineinlügen kann, weiß man nicht, nur daß jeder ſein ſelbſtgeſätes Korn erntet, das iſt ſicher. Aber nun macht auch bald Hochzeit, ſo kommt der Dietrich zu einer Häuslichkeit und guten Ordnung. Und nun ſeid mir willkommen als Nachbarn, wir wollen gute Freundſchaft halten." Damit ſchüttelte Judith den beiden kräftig die Hände und lief dann, die erfreuliche Botſchaft der Hochzeit zu verkünden, ſo weit ſie nur konnte.

Es ſind zehn Jahre vergangen, ſeit Dietrich und Veronika als eingeſegnetes Paar aus der Kirche von Tannenegg traten. Sie gingen zu dem blumenbedeckten Grabe hin, das in der letzten Reihe lag. Mit naſſen Augen ſtanden ſie dabei, und eines ſagte zum andern: „Wenn ſie es doch hätte erleben dürfen."

Heute ſteht in ganz Tannenegg kein blumenreicherer Garten als der an Dietrichs geweißtem und geputztem Hauſe. Drinnen ſieht es von oben bis unten ſo ſauber und wohnlich aus, daß jeder, der hereinkommt, da bleiben möchte. Dietrich hat eine eigene große Werkſtatt errichtet, da ſitzt er fröhlich bei ſeiner ſaubern Arbeit; oder er geht

Digitized by Google

in kundiger Weise seinen einträglichen Unternehmungen nach, oft weit über Föhrensee hinaus, denn sein Geschäft blüht wie kein zweites und ist weit und breit als das empfehlenswerteste bekannt.

Auf Veronikas Gesicht liegt ein sonniges Glück, das jedem wohl thut, der hineinschaut. Ihre Stelle in Föhrensee hat sie aufgegeben, sie will bei ihrem Mann und ihren Kindern sein. Ihre Hände legt sie deswegen doch nicht in den Schoß, das sieht man ihrem Hause an, vor allem ihren zwei rosigen Kindern, die jederzeit von einer tadellosen Ordnung zeugen. Und ist auf der großen Gewerbe-Ausstellung unten in der Stadt eine besonders schöne Stickerei zu sehen, so ist es sicher eine Arbeit der Veronika von Tannenegg.

Der Blasi ist Dietrichs bleibender Gehilfe. Er ist ganz in das Haus eingezogen und gehört zur Familie als Vetter Blasi. Sobald der Feierabend kommt, ist sein erstes Wort: „Wo sind unsere Kinder?“ Er spricht nie anders von ihnen, sie sind seine Freude und sein Stolz. Er hat auch ein besonderes Recht auf die Kinder, denn zu beiden sind die Base Judith und der Vetter Blasi zu Gevattern gestanden.

Am Sonntag jedoch ist dem Blasi das Liebste, wenn der Dietrich einen Gang mit seiner Veronika machen will und ihm Haus und Kinder übergeben werden. Dann setzt er auf das eine Knie den festen, lustigen Dieterli und auf

Digitized by Google

das andere die kleine, ſchwarzäugige Veronika, und ſo wird ausgeritten, ſo lange die Kinder es nur verlangen, ob auch das Roß noch ſo arg keuchen muß. Und was ſie nur weiter befehlen, das wird alles ausgeführt, es mag ſein, was es will. Dafür rufen auch die Kinder zu aller Zeit nach dem Vetter Blaſi.

Nur ein Sonntagsvergnügen giebt es noch, das den Kindern den Ritt auf Vetter Blaſis Knieen aufwiegt, das iſt, wenn die Mutter ſich hinſetzt, die kleine Veronika auf den Schoß nimmt und den Dieterli ſich an ſie herandrängen läßt, ſo nahe, als es ihn nur treibt in ſeiner großen Erwartung. Dann nimmt die Mutter ein Bildchen hervor, auf dem in unzerſtörbaren Farben eine rote Roſe den Kindern entgegenblüht. Auf einmal öffnet ſich der Kelch und ein Sprüchlein von lauter Gold funkelt heraus. Das bringt jedesmal einen Ruf des Erſtaunens hervor und unermüdlich wird die Wiederholung begehrt. Auch die Mutter wird nicht müde, das Spiel zu wiederholen, denn Spiel und Sprüchlein erwecken viele Gedanken und Erinnerungen in ihr und oftmals ſagt ſie: „Kinder, wenn ihr noch ein wenig älter ſeid, dann will ich euch das goldene Sprüchlein erklären und ihr müßt es auswendig lernen.“

Von Joſt kam einmal die Kunde, er habe aus dem Zuchthaus entſpringen wollen und dabei Arm und Bein gebrochen und ſich dadurch für immer zum Krüppel gemacht.

Digitized by Google

Wenn der Blaſi mit der Judith allein iſt, ſo erinnert er ſie nicht ungern daran, wie er drauf und dran geweſen ſei, die Veronika ſelber zu heiraten und er unterläßt nie, hinzuzufügen: „Keinem andern hätte ich ſie gelaſſen, das kann ich Euch ſagen, aber ſo mit einem alten Schulkameraden, wie mit dem Dietrich, iſt es dann ſchon etwas anderes.“

Dann lacht die Judith verſchmitzt und ſagt: „Ja, ja, Blaſi, du haſt recht, mit dem Dietrich iſt es dann ſchon etwas anderes.“

Digitized by Google

Wie einer dahin kam, wo er nicht hin wollte.

Digitized by Google

Kapitel I.

Der Erbe vom Oberhubel.

Der Gemeindevorsteher Feller hatte ein schönes Heimwesen unterhalb des kleinen Dorfes Amberg, an dem schmalen Seitenweg gelegen, der vom Dorf zur Landstraße hinunter führte. Er war ein fester, behäbiger Mann mit einem runden, vollen Gesicht, auf dem gewöhnlich ein halb gutmütiges, halb schlaues Lächeln lag, das so ziemlich deutlich sagte: „Es muß einer schon wissen, was er thut, um seine Schäfchen ins Trockene zu bringen, die meinen sind darin."

So war es auch. Sein gutes Heimwesen, der Oberhubel genannt, brachte ihm ein, was er brauchte und noch so viel darüber, daß er sich sicher fühlte, ihm konnte das Leben nichts anhaben, er saß im Trocknen. Er hatte nur

Digitized by Google

einen Buben, und der that recht. In der Gemeinde war Feller ein geachteter Mann, und hatten seine Mitbürger ein gutes Zutrauen zu ihm, so sah er selbst darin nur, was sich gehörte und sagte wohl einmal, sein rundes Kinn streichend: „Ja, ja, den Oberhubler können die Amberger brauchen!“

Sein Sohn Hans hatte zwei Jahre lang die Sekundarschule des großen Fleckens Seethal besucht. Als er damit zu Ende war, ließ ihn der Vater gleich noch zwei Jahre lang teilweise hinwandern, teilweise ganz in Seethal bleiben, um den Unterrichtsstunden am dortigen Institut beizuwohnen. Die Kenntnisse, die er sich da erwerben konnte, waren dem Hans von großem Nutzen für seine eigene Stellung, und für einmal wünschte der Vater auch Hilfe zu erhalten für alle die Amtsarbeiten, die ihm oblagen.

So blieb Hans denn mehrere Jahre lang fast ganz vom Haus fort und lernte mancherlei. Auch kam er unter die Leute und gewann dabei die Ansicht, daß man auch noch auf eine andere Art beweisen könne, man sei ein unabhängiger Bauernsohn, als indem man mit jedem andern so grob als möglich sei, wie er früher geglaubt hatte. Jetzt war er seit einiger Zeit wieder daheim und lebte sich unter der Anleitung seines Vaters in die Pflichten und Rechte ein, die ihm als künftigem Herrn vom Oberhubel zukamen. Wer an den Kenntnissen und der Bildung des

Digitized by Google

Sohnes noch die allergrößte Freude hatte, war die glückliche Mutter. Sie kannte überhaupt nichts Höheres auf Erden, als ihren Herrn Vorsteher und seinen Sohn.

Wohl zwanzig Minuten im Umkreis vom Oberhubel war kein anderes Haus zu treffen, wenn man diesen Namen nicht der elenden Behausung auf der andern Seite des Weges geben wollte, die schon seit zwanzig Jahren am Zusammenfallen war, aber doch immer noch irgendwie festhielt.

Diese Hütte bewohnten die Schirmflickers, so genannt schon seit langer Zeit, denn Vater und Großvater des jetzigen Bewohners waren schon Schirmflicker gewesen. Doch hieß es, jener Großvater war durch eigene Schuld so heruntergekommen und über dem Berge haben die Leute noch ganz ordentliche und angesehene Verwandte von dem Alten her. Jetzt war der Hausstand in einem bedauerlichen Zustand.

Der Schirmflicker zog meistens am Morgen schon ins Weite. Unter dem Arm trug er einen verlotterten Regenschirm, der andeuten sollte, er gehe aufs Geschäft aus. Wenn er dann am Abend in der letzten Schenke, die er besuchte, noch als der letzte bei seinem Branntweingläschen saß und ihm der Wirt bedeutete, er soll machen, daß er auch einmal wieder heimkomme, antwortete er gelassen: „Ich will noch ein wenig warten, bis die Frau vom Jammern und Schelten und die Schreihälse vom Lärmen müde sind.“ Der kleinen

Digitized by Google

Schreihälſe waren viele, und je weniger Brot ins Haus kam, je wüſter ſchrieen ſie und je lauter hatte die Mutter auch zu ſchelten. Dieſe Wirtſchaft, ſo unweit ihres eigenen Hauſes, war dem Vorſteher Feller und ſeiner Frau ein Greuel.

Eben lag ein ſchimmernder Sonnenſchein auf dem Gefilde. Über das junge, hellgrüne Korn zog ein leiſer Wind und bewegte die zarten Halme hin und her. Eine große Stille herrſchte ringsum, es war ein Sonntagnachmittag im wonnigen Frühſommer.

Unter der Hausthür im Oberhubel ſtand der Hans, zum Ausgehen bereit. Jetzt ſchaute er noch über das junge Kornfeld gegen die ſonnenbeſchienene Wieſe hinauf, wo auf den reichbelaubten Bäumen die roten Kirſchen durchſchimmerten und jedem, der ſie ſah, Luſt machen mußten, ſie herunterzuholen. Mit Wohlgefallen guckte der Hans hinüber. „Morgen will ich auf die los“, ſagte er halblaut, „heut' geht's nicht.“

Das war auch wohl zu ſehen, denn das ſchneeweiße Hemd und die blaue Kravatte waren nicht angezogen worden, um darin die Kirſchbäume zu beſteigen. Hans hatte im Sinn, auf den Tanz zu gehen nach Seethal hinunter, wo heute großes Kirchweihfeſt war. Eben wollte er den Fuß über die Schwelle ſetzen, als über dem Wege drüben ein lauter Geſang erſchallte. Er ſtand verwundert ſtill und lauſchte. „Vater“, rief er jetzt in die offene Stube zu-

Digitized by Google

rück, „kommt heraus, hört einmal das an! Nun fangen sie an, Psalmen zu singen beim Schirmflicker.“ Der Vater kam heraus. Drüben sangen sie: „Das ist der Tag, den Gott gemacht.“ Aber es ging nicht ganz regelrecht zu. Eine schöne helle Stimme sang vor, andere folgten laut einem eigenen Takt nach; andere noch quiksten und schrieen in allen Tönen hinein.

Der Hans lachte laut auf: „Da wird unser Herrgott einmal eine Freude haben, wenn er den Lobgesang hört!“ Noch einmal mußte er unbändig lachen. Die Mutter kam auch heraus, sie mußte wissen, was den Hans so zu lachen machte. „Ich möchte wissen, wer die singen lehrt. Es wäre auch besser, man lehrte sie da drüben erst ihre Kinder waschen und zu einer Ordnung anhalten“, sagte der Vorsteher mißbilligend.

„Es wird das Gritli sein“, bemerkte die Mutter. „Ich habe gehört, es sei wieder heimgekommen. Die Gotte*) über dem Berg, die es zu sich genommen hatte, gehöre zu den Frommen, das Gritli wird's auch angenommen haben.“

„Ja noch gar“, lachte der Hans auf, „das wird auch fromm sein wie ich! Ich weiß noch wohl, wie das ein Wildes war und den größten Buben nicht fürchtete, und

*) Gotte = Pate.

Digitized by Google

wenn das einem seine Schneeballen anwarf, so traf's. Da seid Ihr schlecht berichtet, Mutter. Eins wie das ginge lieber mit auf den Tanz, wenn es nur könnte!" Damit stülpte der Hans seinen Strohhut auf das gelbe Kraushaar und zog aus.

Kapitel II.

Ein Wiedersehen.

Am andern Morgen hatte der Hans einen schweren Kopf und mußte ein wenig Blauen machen. Er ging von der Stube in den Garten und schaute nach den Kirschbäumen hinüber, aber er hatte noch keine rechte Lust, auf die Leiter zu steigen, es war ihm so, als stehe heut' morgen alles nicht so recht fest, wie es sollte. Er ging in die Küche, zu sehen, was die Mutter zum Mittagessen bereite. Sie saß geruhlich am Küchentisch und sonderte die großen Eier von den kleinen ab. Hans setzte sich neben ihr auf die Herdplatte.

„Mutter, Ihr hattet doch recht", fing er jetzt an, „sie haben es gestern Abend verhandelt, das Gritli sei richtig

Digitized by Google

fromm geworden drüben bei der Gotte. Die ſind alle teufelswild darüber, es muß gar nicht übel ausgefallen ſein, das Gritli, und ſie hätten es gern beim Tanz, aber es kommt nicht, und wenn ſie es einladen, ſo giebt es ihnen noch verwettert kurzen Beſcheid. Ich habe recht lachen müſſen über die Kerle, einmal ſchimpften ſie und einmal heulten ſie faſt, wie ſchad' es ſei um die, und keiner hatte nur mehr den Mut, recht auf ſie loszugehen. Ich ſagte es ihnen, was ſie ſeien, dem Schirmflicker-Gritli nicht einmal Meiſter zu werden, die Schleppſchwänze! Dann habe ich ihnen verſprochen, das Gritli zum nächſten Tanz auf den Platz zu bringen. Ich denke, wenn ich mich ſelber an die Sache mache, ſo wird's wohl gehen. Was meint Ihr, Mutter?"

„Miſch dich nicht in ſo etwas, Hans", antwortete ſie bedächtig, „es kommt nicht gut heraus. Du wirſt wohl mit den Schirmflickers nichts zu thun haben wollen, und für die anderen mußt du ja nicht deinen Namen hergeben. Dies iſt nichts Schönes, das mußt du unterlaſſen, Hans."

„Ich hab' jetzt einmal verſprochen und muß mein Wort halten", ſagte er, auf ſein Knie ſchlagend, „es kommt nur darauf an, wie ich's mache. In das Lotterneſt hinüber mag ich doch nicht ſelber gehen, ſonſt könnten ſie ſchon meinen, ich wollte etwas mit ihnen zu thun haben. Wenn ich nur wüßte, wo ich das Gritli antreffen könnte!"

Digitized by Google

„Das will ich hoffen, daß du ſo etwas nicht thuſt, dort hinüberzugehen, was denkſt du auch!“ ſagte die Mutter lebhafter als gewöhnlich, denn der Gedanke, daß ſo etwas doch geſchehen könnte, ſetzte ihr zu, und ſie ſuchte gleich nach einem ſichern Ausweg. „Wenn du denn meinſt, du müſſeſt etwas thun, um des Verſprechens willen“, fuhr ſie nach einer Weile fort, „ſo thu's doch auch, wie es ſich ſchickt und ohne dir ſelber in etwas zu vergeben. Du kannſt ja für die Kameraden reden, ohne daß du dich auch hineinmiſcheſt, verſtehſt du, denn du haſt ja gar nichts dabei zu thun. Ich habe gehört, das Gritli habe Arbeit bekommen beim Seidenſpinner, da wirſt du wohl in Erfahrung bringen können, wann dort die Arbeiterinnen kommen und gehen, aber denk dran, was ich dir geſagt habe.“

„Ja, ja, habt nur keine Sorge, Mutter, ich weiß ſchon, was ich thue“, ſagte der Hans höchlich befriedigt, denn jetzt ſah er einen Weg offen, den Kameraden zu zeigen, wie man es machen müſſe, ein Mädchen auf den Platz zu bringen, wofür er ſein Wort eingeſetzt hatte. Gegen Abend, als es kühl wurde, empfand der Hans das Bedürfnis, ſeinen Kopf noch ein wenig an die Luft zu bringen. Er ging den Hügel hinab dem Fluſſe zu, und wie er von weitem den hohen Schornſtein der Spinnerei ſah, fiel ihm ein, da könnte er ſich gleich ein wenig erkundigen, zu welcher Zeit die Mädchen ihre Arbeit holen.

Digitized by Google

Eben als er dem Gebäude nahe kam, trat ein junges Mädchen heraus mit einem Korb am Arm. Es kam ihm entgegen."

„Ein verflixt sauberes Persönchen", sagte der Hans bei sich. So hätte auch jeder andere denken müssen, der das Mädchen mit dem leichten Schritt daherkommen sah. Wie wenig wert das dunkle Baumwollkleidchen war, das wie angegossen auf dem Mädchen saß, hätte keiner erraten. Ein helles Schürzchen mit frischem Band und ein blaues Vergißmeinnichtsträußchen vorn aufgesteckt, machten die Erscheinung so schmuck, daß der Hans dachte: „Die sieht aus, als ging's zur Kirchweih, nicht ans Seidenrad."

Als das Mädchen näher kam, sah der Hans zwei schwarze Augen forschend auf sich gerichtet. Mit einemmal erkannte er die glänzenden Augen und sah ein Kind vor sich, dem dicke, schwarze Haare um den Kopf flatterten, daß es anzusehen war wie eine kleine, wilde Zigeunerin. Noch waren die dicken, schwarzen Haare da, aber schön glatt gestrichen und in feste Zöpfe geflochten. Nur um die Stirn herum war das Haar nicht zu bändigen, da krauste es auf, wie vorzeiten. Es mußte das Gritli sein. Wie war aber auch eine solche Veränderung möglich!

Der Hans mußte lachen in der Erinnerung an den Anblick jener fliegenden Mähne. Das Gritli lachte ihm auch entgegen.

„Du wirst doch wohl das Schirmflicker-Gritli sein,

Digitized by Google

wenn man dich ſchon faſt nicht mehr kennt?“ ſagte er jetzt, ſeine Hand ausſtreckend.

„Und du biſt der Oberhubelhans, ich habe dich gleich erkannt“, gab es zurück, ſeine Hand ſchüttelnd.

Der Hans konnte ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen. So anſtändig und gewandt that das Gritli, und ſo fix und friſch ſah alles an ihm aus, wie er es noch an gar keiner geſehen hatte.

„So biſt du wieder daheim?“ fing er von neuem an, nachdem er, ohne es zu merken, das Gritli eine Zeit lang ſo angeſtaunt hatte, daß es wegſah und ein paar blaue Katzentätzchen pflückte, die es ſonſt ſtehen ließ. „Warum habe ich dich denn nie geſehen, ich bin doch ſchon ſeit dem Herbſt wieder da?“

„Ich bin erſt ſeit drei Wochen zurück und komme nicht viel aus, es giebt zu thun daheim. Sie erwarten mich auch jetzt, ich muß gehen, leb wohl, Hans!“ Damit hatte das Gritli ſich ſchon auf den Weg gemacht.

„Wart, wart“, ſagte der Hans nachlaufend, „wir gehen den gleichen Weg, ich kehre auch um, ich wollte da unten nur etwas“ — jetzt fiel dem Hans erſt wieder ein, was er dort gewollt und über Gritlis Erſcheinung völlig vergeſſen hatte. Er ließ den Satz fallen. „Wir können doch miteinander gehen, Gritli?“

„Warum nicht?“ gab es zurück, und nun gingen ſie nebeneinander her.

Digitized by Google

Das war nun eine gute Gelegenheit, seine Sache einzufädeln und dem Hans war sie nun doppelt recht, er fand selbst, die Kameraden haben recht, das Gritli müsse mit auf den Tanz.

So fing er gleich an: „Wenn du nun die Woche durch recht hast dran müssen, Gritli, so werden sie dir doch den Sonntag lassen, daß du dein Vergnügen haben kannst, wie jedes andere auch?"

„Ja, ja, die Eltern sind gut und lassen mir meine Freiheit; ich mache mit meinem Sonntag, was mir lieb ist."

„Ich will dir geradeaus sagen, was ich meine. Siehst du" — und der Hans hielt seinen Schritt ein wenig an, er begehrte nicht, so schnell nachhause zu kommen — „gestern waren wir auf dem Tanz unten in Seethal und meine Kameraden beklagten sich, daß du es ihnen schon zweimal abgeschlagen hast, mitzukommen. Das dritte Mal thust du das nicht, du mußt mit, es wird dir schon gefallen."

„Ich gehe nicht mit, es kommt mir gar kein Sinn daran", sagte das Gritli bestimmt, „ich habe es ihnen ja gesagt."

Eine so entschiedene Abwehr hatte der Hans nicht erwartet. Sollte er nun, nachdem er seine Kameraden so ausgelacht hatte, kommen und sagen, er könne sein Versprechen nicht lösen? Nein, nein, davon war keine Rede,

Digitized by Google

lieber wollte er sich noch persönlich in die Sache einlassen und wenn er es schon mit des Schirmflickers Tochter zu thun hatte: „Aber, Gritli", begann er wieder, „wenn doch rechte Leute dabei sind, so wirst du wohl auch mitmachen können, es wird dir dann an der Ehre nichts abgehen. In vierzehn Tagen ist Tanzsonntag, ich gehe auch hinunter, dann wirst du wohl auch kommen können."

„Ich begehre gar nicht, dort hinzugehen. Wenn ich lieber daheim bleibe, so werde ich das thun können, ohne jemand zu ärgern", sagte das Gritli kurz.

Dem Hans wurde es immer unsicherer zumute; was hatte die doch für eine Hartnäckigkeit! So war sie aber als Kind schon gewesen, er erinnerte sich jetzt, wie das Gritli nicht nachgab und trotzte wie kein anderes, wenn man es zwingen wollte, mitzumachen, was ihm nicht gefiel. Aber diesmal mußte es nachgeben, das ging nicht anders. Er wollte nun das Letzte thun, das mußte helfen. Freilich wagte er, was er daheim nicht sagen durfte; aber es mußte nun sein.

„Gritli, hör, lauf nicht so", sagte er, die Laufende am Körbchen zurückhaltend, „am Sonntag in vierzehn Tagen gehen wir miteinander hinunter auf den Tanz. Ich lade dich ein, du bist meine Tänzerin, und wenn's fertig ist, so bring' ich dich wieder heim. Du wirst nicht viel später sein, als der Alte von seinen Geschäften heimkommt. Du kommst also mit?"

Digitized by Google

Eine glühende Röte war in Gritlis Geſicht geſchoſſen bei dieſer Anſpielung auf ihren Vater. Einen Augenblick ſchwieg das Mädchen ſtill, bis die Röte niedergekämpft war, dann ſagte es mit Beſtimmtheit: „Ich danke dir, aber ich gehe nicht mit; du kannſt es glauben, ich gehe ſicher nicht, wir wollen nicht mehr davon reden.“

Das war aber zu viel für den Hans. Voller Ärger brach er jetzt los: „Ja, ich hab's gehört, du ſeiſt fromm geworden und laufeſt jedesmal in die Kirche, wenn's läutet, und ſingeſt nur noch Pſalmen. Und den Rappel wirſt du nun auch haben müſſen, den die alle haben: Du meinſt natürlich, das Tanzen ſei eine Sünde und der liebe Gott habe es eigens befohlen, daß man immer geradaus gehen müſſe und nie rundum.“

„Du kannſt einen ganzen Tag lang hier auf der Wieſe rundum ſpringen, es wird doch kein Menſch, wenn er noch ſo fromm iſt, denken, du thueſt eine Sünde, man wird nur denken, du ſeieſt nicht recht im Kopf“, erwiderte das Gritli nun auch lebhaft. „Aber wie es dort unten beim Tanzen zugeht und wie ſie reden und lärmen, wenn dann die Köpfe voll Wein ſind, das iſt nichts Schönes, und ich begehre es nicht zu hören, und du wirſt wohl auch nicht denken, daß der liebe Gott daran ein beſonderes Wohlgefallen habe.“

Der ſchwere Kopf, den der Hans herumtrug, erinnerte ihn an einiges, das mit Gritlis Worten mehr übereinſtimmte, als ihm lieb war.

Digitized by Google

Das ärgerte ihn noch mehr, und sich Luft machend sagte er: „Du hast wenigstens beim Frommwerden das Antworten nicht verlernt und weißt dir zu helfen, wenn du auf deinem Eigensinn beharren willst.“

„Ja, Hans, wenn du meinst, das Frommsein müsse einen so hilflos machen, daß man sich für Wahrheit und Recht nicht mehr wehren kann, so bist du im Irrtum“, gab das Gritli zurück. „Wir wollen aber nicht in Streit voneinander gehen. Wenn ich dir sonst einen Gefallen thun kann, so freut es mich und ich will dir ihn von Herzen gern thun, sag mir's nur! Und nun leb wohl, ich hätte schon lang daheim sein sollen.“

Der Hans drückte die dargebotene Hand. Das Gritli hatte die letzten Worte so herzlich ausgesprochen, daß sein Ärger auf einmal ganz darüber verschwunden war. Als er allein war, stieg er wieder in ihm auf; aber gleich daneben war etwas in seinem Herzen, das freute ihn so, daß der Ärger doch nicht recht Herr wurde. So kurios war es dem Hans in seinem Leben noch nicht gewesen. Als er daheim in die Stube trat, saßen Vater und Mutter schon am Nachtessen.

„Wo steckst du denn so lang?“ rief ihm der Vater entgegen.

„Das Gritli hab' ich angetroffen. Es ist doch Sünd' und Schad' für die! Daß so eine muß einem solchen Lump gehören!“ rief der Hans aufgeregt aus. „Es ist nicht ein

Digitized by Google

einziger von meinen Kameraden, dem sie nicht gut anstände, wenn er sie nähme, kein einziger!"

„He, Hans!" lachte der Vater. „Steckt dir noch der Dunst von gestern im Kopf? Was meinst du, daß die Väter dazu sagen würden, der am Rain und der auf dem Weidenacker? Glaubst du etwa, der Oberhubler würde eine Schwiegertochter begehren, die man ihm auf der Bettelfuhr' bringen würde? Und sein Sohn, begehrte der so etwas?"

„Ich habe ja nichts von dem gesagt; aber Sünd' und Schad' ist es um sie, das sag' ich", brummte der Hans in seinen Teller hinein.

Kapitel III.

Beim Schirmflicker.

Gritlis Gotte über dem Berg war eine kräftige, gottesfürchtige Frau, die weit herum bekannt und beliebt war, besonders bei den Armen und Elenden, die schon wußten warum.

Digitized by Google

Ihr Hauptſpruch war: „Bete und arbeite“, und ſie ſagte, das Beten ſtehe nicht vergebens voran, denn da müſſe erſt der Mut und die Luſt zur Arbeit geholt werden, ſonſt gehen dieſe verloren und die Arbeit gedeihe nicht. Unordnung und Unſauberkeit war ihr vor allem zuwider, denn ſie meinte, ein Menſch, der um ſich herum Unordnung und Unſauberkeit ertragen könne, der könne es auch inwendig, und das ſollte keiner ſo haben.

Zu dieſer Frau kam das Gritli mit zehn Jahren. Sie hielt es wie ihr eigenes Kind, und das aufgeweckte Gritli nahm ſchnell das neue Leben auf und lebte ſich ſo hinein, daß es nichts anderes mehr kannte. Es wurde die Freude und der Stolz der Gotte. Sie wußte, aus welcher Unordnung ſie es hervorgezogen hatte, und nun ſah weit und breit kein Mädchen ſo untadelhaft geordnet aus, wie ihre Pflegetochter.

Was die Gotte nicht hatte vorausſehen können, und was nun mehr als alles andere ſie erfreute, das war, zu ſehen, wie das Mädchen in ſeinem Innern einen ſichern Weg eingeſchlagen hatte, der es zuverſichtlich und fröhlich zum Leben machte. Dieſe Gabe ſah die Frau für jedermann als die beſte an, für das Gritli aber war ſie ein beſonderer Segen auf ſeinen Lebensweg, der dornig genug werden konnte.

Die Gotte war gar nicht ſicher, das Mädchen bei ſich behalten zu können. Als dann auch das Gritli ſiebzehn

Digitized by Google

Jahre alt war, fingen die Eltern zu berichten an, es soll nun wieder heimkommen, sie haben es nötig.

Dem Gritli war das eine Schreckensbotschaft, denn es hatte eine ganz klare Erinnerung davon, wie sein Leben daheim gewesen war, und beim Rückblick darauf kam ihm jetzt vor, als könne es nicht mehr da hinein, als sei es ihm unmöglich, sich da wieder einzuleben.

Auch der Gotte war es schwer zumute bei der Sache, viel schwerer als sie zeigte. Aber sie sagte: „Es muß sein, Gritli, es ist deine Pflicht, es sind die Eltern, die dich rufen", und das Gritli packte seine Sachen zusammen. „Geh in Gottes Namen", sagte die Gotte zum Abschied. „Suche deine Hilfe nur immer bei dem, der dir helfen kann, und glaube es fest: Hilft er nicht gleich, so hilft er doch sicher!"

Mit diesem Trost im Herzen, aber auch großen Thränen in den Augen zog das Gritli aus und kam wieder in seiner ersten Heimat an.

Wie es da zuging und wie alles aussah, war so, daß dem Gritli am ersten Tage fast der Mut entfiel. Die Mutter war kränklich geworden und wurde den vier Buben und dem kleinen Mädchen durchaus nicht mehr Meister. Alle Fünfe sahen aus wie die Wilden, sie gebärdeten sich zum Erschrecken und hatten sämtlich nichts als Fetzen auf dem Leibe.

Aber das Gritli hatte nicht vergebens seit Jahren ge-

Digitized by Google

hört und ſelbſt erfahren, wo Luſt und Mut zu aller Arbeit zu erlangen ſei, und arbeiten hatte es auch gut gelernt. So ging es denn rüſtig daran.

Gleich am erſten Morgen kam das Gritli fix und ſauber in aller Frühe aus ſeiner Schlafkammer mit dem kleinen, friſch gewaſchenen und gekämmten Trineli an der Hand, das die Schweſter zu ſich genommen hatte. Sie ſetzte das Kind auf die Stufen vor der Hausthür, wo die Morgenſonne hinſchien, und nun ging es an die vier Buben, die nicht von ihrem Lager auf wollten. Aber das Gritli gab nicht nach, und wie es ſie auf den Füßen hatte, zog es ſie zum Brunnen hinaus und hier begann eine Säuberung, wie ſie die Buben nie gekannt hatten. Dann kam die Reinigung an jedes Hausgerät, an die Wände, Dielen und Fenſter.

So ging es mehrere Tage lang, denn mit einemmal konnte da nicht alles werden, wie das Mädchen es haben wollte. Bis tief in die Nacht hinein ſaß das Gritli nach des Tages Arbeit, um an all dem abgetragenen Zeug der Kinder alle Löcher zuſammenzuflicken, die jeden Tag wieder neu geriſſen wurden.

Als der Sonntag kam und die Buben ihn wie gewöhnlich damit feiern wollten, daß ſie ſich gegenſeitig zu Boden warfen und herumſchleiften, da ſagte das Gritli: „Nun kommt ihr alle zu mir her und ich lehre euch ein Lied ſingen, und könnt ihr es, ſo daß es ganz ſchön tönt, dann

Digitized by Google

erzähle ich euch eine so schöne Geschichte, wie ihr noch gar keine gehört habt."

Das machte Eindruck.

Die Buben konnten die Geschichte fast nicht abwarten und sangen aus vollen Hälsen, was sie nur konnten, und auch das kleine Trineli schrie kräftig in das Lied hinein und konnte die Worte, die das Gritli vorsagte, im Augenblick auswendig.

So war die erste Woche vergangen, und das Gritli schaute schon mit fröhlicherem Herzen auf die kommende hin. Es sah schon viel lichter aus auf seinem Wege.

Nun galt es, Arbeit zu finden, die Brot ins Haus brächte, denn was Gritli bis jetzt gearbeitet, mußte wohl sein und immer wieder sein, aber das brachte nichts ein, und es war so, daß man oft am Morgen nicht wußte, konnte etwas auf den Tisch gebracht werden oder war nichts da, und es geschah nicht selten, daß nichts da war.

Das Gritli hatte von dem Seidenherrn gehört und ging nun zu ihm, denn es verstand das Seidenwinden, und die Gotte hatte ihm ein schönes Rad gekauft. Sie sagte, eine bestimmte Arbeit sollte jedes Mädchen kennen, das sei für alle Lagen sicherer, als allerhand erlernen und doch nichts so, daß man auch seinen Weg damit machen könnte.

Der Seidenherr zögerte, als Gritli seinen Namen nannte. Er schaute aber das Mädchen noch einmal an, und der

Digitized by Google

Anblick mußte ihn umgestimmt haben, er gab ihm gute Arbeit.

Es waren nun schon mehrere Wochen seit Gritlis Ankunft vergangen, und es konnte nun jeden Morgen mit Dank und Freude an seine Arbeit gehen; war sie auch streng und ermüdend, so sah das Mädchen doch, daß etwas damit ausgerichtet wurde. Wie anders sah der ganze Haushalt aus, als da es eingetreten war! Die Kinder liefen nicht mehr in Fetzen herum, und war es einfach, so stand doch jeden Tag ein Essen auf dem Tisch, von dem alle satt wurden, und Töpfchen und Löffel, aus denen man aß, waren sauber. Die Mutter schalt und jammerte nicht mehr wie sonst, sondern saß geruhlich am Tisch an einer Arbeit; denn seit das Gritli alles so in die Hand genommen und geordnet hatte und ihr das Wasser nicht mehr über dem Kopf zusammenschlug, war sie ruhig geworden und that gern die leichte Arbeit, die das Gritli für sie auslas.

Nur etwas war noch, das dem Gritli schwer auf dem Herzen lag: der Vater ging nach wie vor mit seinem alten Schirm unter dem Arm am Morgen davon und kam oft nicht heim, bis spät in der Nacht und dazu in einem traurigen Zustande. Das Gritli konnte dem fast nicht mehr zusehen, und es sann hin und her, was mit dem Vater zu thun wäre. Er war gut gegen seine Tochter, und es gefiel ihm, wie sie das Haus und die Kinder in Ordnung

Digitized by Google

gebracht hatte. So viel hatte sie auch schon erreicht, daß er am Sonntagnachmittag, wenn alle bei einander saßen und sangen, auch da blieb und zuhörte. Das gefiel ihm und er mußte sich immer neu verwundern, wie schön seine Kinder singen konnten. Kam aber der Montagmorgen und die Kinder gingen zur Schule und das Gritli an seine Arbeit, dann sagte er: „Was willst du, ich muß doch auch etwas thun, ich muß um Arbeit aus", und fort wanderte er mit seinem Schirm und war wieder in seinem alten Geleise.

Als am Ende der Woche einmal wieder Gritli seine fertige Arbeit zum Seidenherrn brachte, fragte es ein wenig schüchtern, ob der Herr nicht so gut wäre, ihm anstatt eines Teiles der Bezahlung einen Seidenresten zu geben, nicht zu köstlich und doch auch nicht gar zu dünn. Der Herr nickte bereitwillig.

„Ja, ja, eine so gute Arbeiterin darf sich schon ein paar seidene Schürzen erlauben", sagte er, nach dem innern Raume schreitend.

Nun merkte das Gritli, daß es mit seiner Absicht heraus mußte, sollte es den rechten Stoff bekommen. Es sagte, es begehre keine Seidenschürzen, aber es habe gedacht, der Vater bekäme eher Lust zur Arbeit daheim, wenn er einmal eine rechte Bestellung hätte, es wollte darum gern einen Schirm von ihm machen lassen.

„Da helf ich mit", sagte der Herr freundlich und

Digitized by Google

ging, zu holen, was er für gut fand. Dann brachte er zwei Stücke zurück und legte sie vor das Gritli hin. „Da, dieses für einen Teil der Zahlung, das andere giebt einen Schirm für mich. Der Alte soll's gut machen, dann bekommt er mehr Arbeit, bei uns sind viele im Haus und Schirme braucht man immer."

Hocherfreut über dieses Versprechen eilte das Gritli nachhause. Am Montagmorgen, als der Vater auf seine Reise wollte, trat das Gritli zu ihm hin und zeigte ihm den schönen Seidenstoff. Es erklärte ihm, den einen Schirm habe der Seidenherr bestellt, der andere sei auch eine Bestellung und beide müssen recht sorgfältig gearbeitet sein, der Stoff sei ja sehr köstlich.

Der Schirmflicker war von dem Auftrage ganz überwältigt. Zwei seidene Schirme waren in seinem Leben noch nicht bei ihm bestellt worden. Daß er aber als Schirmmacher so anerkannt war, daß sogar der Seidenherr einen neuen Schirm von ihm haben wollte, das fachte das Fünkchen Ehrgefühl, das noch irgendwo in ihm schlummerte, zu einem ganzen Flämmchen an. „Das muß gut gemacht werden, potztausend, das muß gut gemacht sein", sagte er wiederholt, den köstlichen Stoff mit ehrfürchtiger Scheu hin- und herwendend. „Kannst du mir nicht ein wenig helfen, Gritli?" Dazu war das Gritli sehr bereitwillig. Es sagte, bei der Gotte haben sie manchen Schirm zusammen überzogen und jetzt sei die Arbeit mit der Seide

Digitized by Google

nicht so eilig, es wolle nun recht fleißig mit dem Vater arbeiten.

Dann räumte es alles schön aus dem Wege, putzte den Tisch, daß er glänzte wie ein Spiegel, breitete den schönen Stoff aus darauf, und nun konnte die Arbeit beginnen.

Da saßen nun der Vater und die Tochter zusammen manche Stunden lang, und sie erzählte während der Arbeit von ihrem Leben bei der Gotte und von allem, was sie von dieser gehört und gelernt hatte. Sie sagte dem Vater auch, was der Hauptspruch der Gotte gewesen sei, und wie sie danach lebe und wie munter und froh man bei ihr werde, weil sie selber immer so sei, und daß es jedem Menschen wohl werde in ihrem Hause.

Dem Vater gefiel das kurzweilige Erzählen und die Arbeit dazu; denn das Gritli hatte eine ungewöhnlich geschickte Hand und die Schirme kamen vorwärts, er wußte selbst nicht recht, wie.

Als der Schirmflicker nicht mehr zu sehen war an seinen gewohnten Örtlichkeiten, fragten die Leute einander: „Ist's aus mit dem? Hat er fertig geflickt?" Aber jemand wußte zu berichten, der sitze jetzt ganz ordentlich daheim und mache neue Schirme, und das Gritli sitze neben ihm und mache die Hauptsache. Das war einmal etwas Neues, das mußte man auch sehen, und auf einmal kam

Digitized by Google

es diesem und jenem in den Sinn, er müsse seinen Schirm überziehen lassen, und noch am gleichen Tag ging er zum Schirmflicker.

Kapitel IV.

Am Krankenbett.

Auf dem Oberhubel ging es seit einiger Zeit still und ziemlich freudlos zu.

Die Mutter war nicht mehr gesund. Müde und teilnahmlos saß sie den Tag über am Fenster, des Nachts konnte sie nie mehr schlafen. Vater und Sohn gingen schweigend und niedergeschlagen im Hause herum, der erstere um der Krankheit willen, die einen Charakter angenommen hatte, der ihm gar nicht gefiel, der letztere aus anderen Gründen.

Der Hans war in einem ganz fieberhaften Zustand, der ihn Tag und Nacht herumtrieb. Daß er sein Wort bei den Kameraden nicht hatte lösen können, das plagte ihn nun schon lange nicht mehr. Es war auch leichter mit der Sache abgegangen, als er gedacht hatte. Sie hatten wohl gelacht, aber bald wieder geschwiegen, denn jeder hatte doch

Digitized by Google

im ſtillen beſorgt, wenn der Oberhubel-Hans ſich drein miſche, ſo gefalle er dem Gritli dann am beſten und ſie haben nichts davon. Dazu dachte jeder ſchlau im ſtillen, er wolle ſchon ſelber ſeinen Weg zum Gritli finden, dazu ſei er Manns genug.

Der Hans aber wollte durchaus noch einmal mit dem Gritli reden; das kam ihm auch ſo notwendig vor, daß er täglich danach auslief, das Mädchen irgendwo anzutreffen. Er war ja damals ſo ärgerlich von ihm weggegangen und hatte gewiß auch mehr geſagt, als er eigentlich gewollt hatte. Wenn ſie nun einmal nicht mit auf den Tanz wollte, ſo hatte ſie ja die Freiheit ſo gut wie die anderen, die gehen wollten. Das mußte er ihr doch noch ſagen, es war nichts als billig und eigentlich ſeine Pflicht. So ſuchte er raſtlos täglich von neuem und auf allen Wegen nach dem Gritli, aber es war, als hätte das Mädchen ſich in den Erdboden hinein verkrochen. Er konnte am Morgen, am Mittag oder am Abend um die Seidenſpinnerei herumſpazieren, er konnte es an jedem Tag der Woche verſuchen, es kamen der Mädchen eine Menge und von allen Orten heraus, aber das Gritli war nicht dabei, er hätte es jetzt auf der Stelle unter Hunderten herausgefunden. Kam der Sonntag und wußte er, daß jetzt das Gritli fromm ſein und mit all den Schreihälſen ſeine Lieder ſingen werde, ſo daß man es jedenfalls nirgends erwiſchen könnte, da wollte er dann ſeine Entſchädigung dafür haben und gleich auch noch für die

Digitized by Google

verdorbene Woche dazu. Da lief dann der Hans auf den Tanz, wo er war, und war nirgends ein solcher, so gab es Lustbarkeit genug in jedem Wirtshause, wenn man nur wollte, und der Hans wollte dann. Mit Lachen und Lärmen und Trinken kam ihm keiner mehr nach, und überall hörte man sagen, der Oberhubler-Hans werde immer lustiger und ausgelassener.

Auf solche übertriebene Lustigkeit folgte dann am Montag ein solcher Niederschlag in seinem Gemüt, daß der Hans tagelang schweigend umherschlich und sich selbst nicht mehr kannte.

Was er nun schon so lange vergeblich gesucht hatte in Erfahrung zu bringen, hörte der Hans endlich zufällig von einem Mädchen auf dem Tanzplatze. Es beklagte sich zu ihm, daß das Seidenwinden so schlecht gehe, daß man aus dem Ertrag neben dem Nötigen kaum noch zu rechten Tanzkleidern komme, und schloß mit der Bemerkung, es sei recht, daß das Gritli zum Schirmmachen übergegangen sei, dem habe der Seidenherr immer allen voraus Arbeit gegeben.

Also Schirme machte das Gritli jetzt, das war dem Hans eben recht. Da war doch nun ein Grund gefunden, in das Haus hinüberzugehen.

Einen Schirm brauchte der Hans nun jedenfalls und wollte den gleich morgen bestellen. Es war ihm auch recht, daß die Kameraden nichts von der Sache wußten, was er

Digitized by Google

wohl gemerkt hatte, denn keiner hatte auch nur eine Andeutung daraufhin gemacht, und die redeten von allem untereinander, was sie wußten. So konnte er doch einmal mit dem Gritli reden, denn den Alten beachtete er nicht, der war ihm nicht im Wege.

Als er am andern Morgen, so früh es sein Kopf erlaubte, dem Häuschen drüben zuging, kam von der andern Seite einer der Kameraden hergelaufen.

Wo wollte der denn hin?

An den Stufen vor dem Hause trafen sie zusammen, und ehe sie noch ein Wort wechseln konnten, traten aus der niedern Hausthür zwei andere, und drinnen in der offenen Stube erblickte der Hans noch drei, die ihm alle wohl bekannt waren, denn alle gehörten zu dem Kreise der Kameraden.

Die Burschen, welche alle Bauernsöhne von weit auseinander gelegenen Höfen waren, schauten sich erst verblüfft, dann ergrimmt an, und einer fragte den andern, wie er denn gerade gewußt habe, daß hier Schirme gemacht werden, es sei ja auch gar nicht lange, seitdem es so sei. Da ergab es sich, daß die Tänzerin gestern mit allen dasselbe geredet hatte, und jedem war dabei gleich eingefallen, daß er einen neuen Schirm nötig habe. Das war nun nichts Besonderes, zum Verwundern war nur, daß immer einer den andern so anschaute, als ob der gar kein Recht auf einen neuen Regenschirm hätte. Der Hans war ganz in-

Digitized by Google

grimmig und wurde es noch mehr, als drinnen das Gritli nicht ein einziges Mal den Kopf von seiner Arbeit aufhob und er alles mit dem Alten abzuthun hatte, und dazu in Gegenwart von drei oder vier anderen. Der Hans wußte gar nicht, wohin er wollte mit seinem Zorn. Daheim gefiel es ihm gar nicht mehr, denn der Vater machte jeden Tag ein bedrängteres Gesicht und sprach fast nicht mehr. So lief der Hans wieder ins Wirtshaus.

Der Vorsteher hatte nicht vergebens einen bedrängten Ausdruck auf seinem Gesicht, auch er wußte sich nicht zu helfen. Keine Nacht konnte er mehr schlafen. Jetzt war es nicht mehr nur das Jammern über die körperlichen Leiden, welches ihn aufweckte, es war eine Unruhe über die Kranke gekommen, von der er noch nie gehört hatte. Jede Nacht, wenn er soeben entschlafen oder am einschlafen war, fing seine Frau an:

„Schläfst du, Feller?"

„Nein, du scheint's auch nicht", sagte er dann.

„Ich kann nicht schlafen, mir kommen so schwere Gedanken in der Nacht und machen mir angst und bange. Ich muß jetzt immer an die arme Liese unten in der Klus denken, der Doktor sagte ja, sie sei verhungert. Du weißt, sie wußte nicht, wie sie die fünf Kinder durchbringen sollte seit der Mann tot war, und der Doktor hat ja die Kinder gefragt, was die Mutter gegessen habe die letzte Zeit. Da hat ihm das älteste gesagt, das Brot und die Kartoffeln

Digitized by Google

habe sie immer unter die Kinder verteilt und nur ein paar Stückchen von den weißen Rüben genommen, die sie manchmal aus des Nachbarn Feld erhielten, und so that sie manche Woche lang. Das kommt mir nun vor und peinigt mich. Hätte ich doch der Frau geschickt, was wir im Überfluß auf dem Hofe hatten!"

„Du hast das ja nicht so gewußt", sagte dann der Mann beschwichtigend, „du mußt nicht mehr daran denken, so etwas ist keine Sünde. Die anderen haben ja auch nichts gethan; wer konnte denken, daß es die Frau so nötig hatte, du hast da kein besonderes Unrecht auf dir."

Aber wie der Mann so redete, fing die Frau noch ärger zu jammern an: „Freilich habe ich ein Unrecht auf mir und das brennt mich. Ich wußte schon, daß sie nichts hatte und hätte wohl einmal nachgehen können und sehen, woraus sie lebten, weil die Liese nicht bettelte. Hätte ich doch nur recht nachgefragt! Verhungern! Denk doch nur, verhungern! Was muß sie auch gelitten haben!" Und die Frau fing an zu stöhnen und zu wimmern, daß dem Mann aller Schlaf verging. Gewöhnlich währte es auch nicht lange, so ging es wieder an:

„Kannst du schlafen, Feller?"

„Nein."

„Ich auch nicht. Sieh, es ist auch nicht das allein, aber noch so manches, das mir keine Ruhe läßt. Ich habe gewiß nicht für den Vater selig gethan, was ich sollte, er

Digitized by Google

hat ſicher viel mehr gelitten, als ich dachte, und ich habe ihn nicht gepflegt, wie ich hätte thun ſollen. Wenn ich nur in den langen Nächten, da er ſo elend war, bei ihm geblieben wäre! Es kommt mir jetzt ſo manches aufs Herz, ich kann es faſt nicht ertragen."

„Es iſt ja ſchon ſo lang ſeither, du weißt gewiß ſelbſt nicht mehr recht, wie es war. Du haſt ſicher deine Pflicht gethan, du darfſt wohl ruhig ſein", tröſtete dann der Mann. „Es hat ja doch jeder auch ſeine Schwachheiten, du biſt nicht ſchlimmer als alle anderen, keiner iſt vollkommen, und Sünden haſt du nicht auf dem Gewiſſen, du haſt immer recht gelebt."

Aber wenn der Mann ſo ſprach, dann fing die Frau erſt recht an ſich anzuklagen über ſo manches noch, und ganz troſtlos konnte ſie dann ausrufen:

„Siehſt du, Feller, wenn das alles keine Sünden wären, ſo würden ſie mich nicht ſo brennen und verfolgen, weil ich nichts mehr gut machen kann. Aber wenn ich denke, ich müſſe ſterben und das alles ſo mitnehmen und ewig tragen, dann wird mir ſo angſt und bang, ſo entſetzlich angſt! Weißt du, es heißt von einem Wurm, der nicht ſtirbt, und von einem Feuer, das nicht erliſcht! Das ſeh' ich vor mir, Feller, das hat in meinem Herzen ſchon angefangen."

Dem Vorſteher fing es an unheimlich zu werden. Das waren keine Fieber, das war wirkliche Herzensangſt. Er

Digitized by Google

wußte keine Hilfe und keinen Rat. Der Doktor, der schon lange ins Haus kam und dem er von der Schlaflosigkeit sagte, gab Pulver, aber die Nächte waren nachher wie vorher. Dem Vorsteher wurde es immer schwerer zumute, und wenn die Nacht einbrach, kam ein ganzes Grauen über ihn.

So stand er eines Abends mit dem Grauen auf die Nacht im Herzen unter seiner Hausthür, als eben der volle Mond heraufkam und über das weite Ährenfeld leuchtete.

Es stand nun reif zur Ernte. Voll und golden glänzten die Ähren, und von den reichbeladenen Bäumen, die das Feld umsäumten, fiel dann und wann einer der großen, roten Äpfel ins Korn.

Der Vorsteher schaute über die vielverheißenden Fluren hin und sagte halblaut: „Und doch keine Freude."

Eben jetzt sah er jemand den Weg herüber kommen und gerade auf sein Haus zu schreiten. Es war ein junges Mädchen.

Als es vor ihm stand, sah er in ein anmutiges Gesicht hinein, und zwei glänzend schwarze Augen schauten ganz unerschrocken zu ihm auf. „Guten Abend, Herr Vorsteher", sagte das Mädchen. „Wir haben gehört, Eure Frau sei sehr krank, und da habe ich fragen wollen — und der Vater und die Mutter meinten auch, ich dürfe das wohl thun — ob ich nicht etwa könnte wachen helfen, ich bin auch schon bei Kranken gewesen."

Digitized by Google

Der Vorsteher schaute mit sichtlichem Wohlgefallen auf das Mädchen, und sein Antrag berührte ihn angenehm. „Das ist eine gute Meinung", entgegnete er, das Mädchen noch einmal freundlich betrachtend; „aber ich muß doch wissen, wer mir den Dienst thun will, ich habe mit Wissen das Mädchen noch nie gesehen."

„Doch freilich, Herr Vorsteher, Ihr kennt mich nur nicht mehr, ich bin des Schirmflickers Gritli."

„So, so, wirklich! Hm, hm. Man dürfte jetzt wohl sagen, des Schirmmachers, so viel ich gehört habe", meinte der Vorsteher. „So etwas hört man gern, wie eine Haushaltung durch Ordnung und Arbeit wieder heraufkommt, man muß genug anderes in der Gemeinde vernehmen. So komm mit mir, wir wollen die Frau fragen!" Ohne weiteres Fragen aber führte der Mann das Gritli in die Kammer der Frau ein und sagte erheiternd:

„Da bekömmst du Besuch, Frau, und noch einen, der gar nicht mehr fort will, bis am Morgen." Damit schob der Vorsteher das Gritli an das Bett hin und ging ganz leise zur Thür hinaus, denn er dachte, einer Fremden verweigere die Frau nicht so auf der Stelle, was sie begehrte, wie sie es ihm selbst thun könnte, und er wollte lieber die zwei ihre Sache ohne ihn ausmachen lassen. Die Frau schaute nicht gerade freundlich auf das Gritli und sagte kurz: „Ihr werdet eine von seinen Verwandten sein unten in Seethal, aber ich brauche niemand, ich bin lieber allein."

Digitized by Google

Das Gritli hatte unterdessen schon seine Blicke in der Kammer umhergehen lassen und hatte eine Unordnung entdeckt, die es gar nicht ansehen konnte. Es gab nun schnell Auskunft darüber, wer es sei und fragte dann gleich nachher, ob es nicht ein wenig die Sachen zusammenlegen könnte, die so herumliegen, und dann auch der Frau ein wenig anderes Wasser holen und die Kissen zurechtschütteln dürfte. Das war gerade, wonach die Kranke schon lange geseufzt hatte. In der kurzen Zeit, die sie noch außer dem Bette zubrachte, fühlte die Frau sich zu matt, diese Dinge zu thun, und die Magd, die sie hatte, verstand sich nicht darauf. Das war immer alles von ihr selbst besorgt worden. Der Mann achtete solches nicht und ließ, wie er's gewohnt war, alles da liegen, wo er es ausgezogen hatte.

So lagen denn in der Kammer herum saubere und schmutzige Kleider und Stiefel und Strümpfe, alles übereinander.

Auf dem Tische am Bett der Kranken stand ein Glas Wasser, das sah völlig grau aus, und über dem Fenster hing ein großes Spinngewebe.

In kurzer Zeit hatten Gritlis gewandte Hände den Kleiderhaufen auseinandergelegt und geordnet, Staub und Spinngewebe waren verschwunden. Auf das Tischchen kam eine Flasche mit frischem Wasser, und kryſtallhell stand das Glas daneben. Dann wurde das Bett aufgeschüttelt und zurecht gemacht, und ganz bequem lag nun die Kranke auf

Digitized by Google

dem hohen Kissen, und durch das offene Fenster strömte die frische Abendluft herein.

Eben trat jetzt der Vorsteher wieder in die Kammer ein. Er stand ganz verwundert still. „Was hat's da für Veränderungen gegeben?“ sagte er, rundum schauend. „Die Kammer ist wie noch einmal so groß als vorher, und so schön luftig ist's drin, und du liegst da, als hättest du ein neues Bett bestiegen. Und nun? Wie habt ihr's mit dem Wachen ausgemacht?“

Der Frau war es so wohl zumute, wie lange nicht, nun einmal wieder alles sauber war um sie herum.

„Das Gritli versteht's mit den Kranken“, sagte sie, wenn es eine Nacht bei mir bleiben will, so ist's mir recht, und du kannst es auch brauchen und einmal wieder recht schlafen.“

Des Vorstehers Gesicht erheiterte sich noch mehr bei dieser Aussicht, und alles Gute wünschend, zog er sich zurück, dem Gritli noch anempfehlend, es solle sich ein paarmal stärken während der Nacht, auf dem Tisch vor der Thür habe er das Nötige aufgestellt.

Als das Gritli nun alles so hergerichtet hatte, wie es ihm für die Nacht gut schien, und alles im Hause still geworden war, zündete es das Nachtlämpchen an, stellte es der Kranken aus den Augen, setzte sich dann auf einen Sessel an ihr Bett hin und verhielt sich ganz still. Es ging nicht sehr lange, so fing die Kranke zu wimmern an; dann wurde

Digitized by Google

das Stöhnen lauter und endlich jammerte sie ganz kläglich in die Kissen hinein.

Das Gritli fragte teilnehmend, was ihr wehe thue und ob es etwas thun könnte, ihr das Leiden zu erleichtern; aber die Kranke wehrte ab und sagte, es solle gar nicht darauf achten, wenn sie so stöhnen müsse, es könne ihr doch nicht helfen, kein Mensch könne ihr helfen. Einen Augenblick konnte sie dann wieder still sein, aber nachher ging das Wimmern und schmerzliche Stöhnen wieder an und wurde immer jammervoller.

Dem Gritli ging es sehr zu Herzen. Es ahnte jetzt, daß der Frau etwas auf dem Herzen liegen müsse, das sie noch mehr quälte, als das körperliche Leiden. Voller Mitleid sagte es jetzt: „Aber Ihr wißt doch gewiß, daß es eine Hilfe giebt, wenn auch kein Mensch mehr helfen kann. Unser Gott im Himmel kann uns doch sicher helfen."

„Ja, ja, ich weiß wohl, aber der Mensch muß auch thun vor ihm, was recht ist, und ich kann's nicht mehr gut machen, was nicht recht war", stöhnte die Frau.

„Aber unser Herr hat ja gesagt, er komme für die Sünder, nicht für die Gerechten", sagte das Gritli wieder.

„Für die Sünder."

Die Frau hatte sich jetzt ganz aufgerichtet in ihrem Bett und schaute das Mädchen mit großen Augen an. „Wie kamst du zu dem Wort, Gritli, wie hast du gewußt, daß es eine Sünde war?"

Digitized by Google

„Weil ſie Euch ſo auf dem Herzen brannte und Ihr fühlt, daß Euch kein Menſch mehr helfen kann. Da kann Euch auch nur der Herr im Himmel helfen, das glaube ich ſicher.“

„Ich weiß nicht, was machen, ich weiß keinen Weg, ich kann nichts mehr gut machen, und Gott im Himmel weiß ja alles wohl, was ich hätte thun können, wie wird er mir helfen wollen?“ jammerte die Frau von neuem.

„Aber unſer Herr will ja gerade denen helfen, die nichts mehr ſelbſt gut machen können“, fing das Gritli mit überzeugender Wärme wieder an; „es iſt doch troſtreich, wenn er ſagt: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken.‘ Und: ‚Ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.‘“

„Ja, das iſt es, Ruhe finden für eure Seelen! Ja, ja, Ruhe für die Seele“, wiederholte mit Lebhaftigkeit die Kranke. „Aber, wie erlangen? Wie erlangen? Ich kann alles nicht ungeſchehen machen, ich kann die Ruhe der Seele nicht mehr erlangen!“

„Aber unſer Herr verſpricht ſie jedem, der zu ihm kommt mit Buße und Reue im Herzen und es ihm ſagt, daß er ein armer Sünder iſt, der nichts mehr gut machen kann, und zu ihm um Gnade fleht, dem ſchenkt er Vergebung der Sünden und dann kommt auch die Ruhe in die Seele.“

„Ja, Vergebung der Sünden, das iſt es, Vergebung“,

Digitized by Google

wiederholte die Kranke mehrmals, „dann kommt die Ruhe in die Seele. Vergebung, du haſt das Wort gefunden, Gritli, wenn man nichts mehr gut machen kann, Vergebung. Ach, glaubſt du denn auch, daß ich ſie erlangen kann?“

„Unſer Herr hat ſie ja allen verſprochen, die ihn reuig ſuchen als arme Sünder, und das wollt Ihr gewiß“, ſagte das Gritli, ganz glücklich, daß die Kranke ſo begierig aufnahm, was es als einziges Heilmittel für ihre Leiden kannte.

„Ich will! ich will! Aber, Gritli, ſag mir noch einmal den Spruch von der Ruhe der Seelen, daß wir ſie erlangen können“, bat die Kranke.

Von Herzen gern erfüllte das Gritli dieſe Bitte. Es konnte auch noch andere Sprüche auswendig, die der Kranken wohl machen mußten.

Von Zeit zu Zeit ſagte es ihr noch einen. Sie ſaß ſtill an ihr Kiſſen gelehnt, ſchlief keinen Augenblick, aber ſie ſtöhnte nicht mehr, und als der Morgen kam, konnte die Kranke es nicht begreifen, daß die Nacht ſchon vergangen war.

Digitized by Google

Kapitel V.

Der Oberhubler erfährt etwas Unerwartetes.

Die Wolken auf des Vorstehers Gesicht hatten sich verzogen, und der alte, heitere Ausdruck darin war wiedergekehrt.

Die Kranke war körperlich nicht gekräftigt, aber sie hatte sich verändert. Auch auf ihr Gesicht war ein neuer Ausdruck gekommen, der Ausdruck einer Stille und Ruhe, die jedem wohl that, der an ihr Bett kam. Sie jammerte nicht mehr.

Jeden Abend um dieselbe Zeit kam das Gritli und blieb die Nacht bei der Kranken. Sie konnte es gar nicht mehr entbehren und dankte ihm immer wieder in so rührender Weise für alles, was es an ihr thue, daß das Gritli wußte, es war ihr nötig.

Der Vorsteher machte zuweilen einen schwachen Versuch, dem Gritli zu beweisen, es könne nicht so fort machen, es müsse einmal wieder einige Nächte ganz ausruhen. Aber das Gritli wollte nichts davon wissen. Es sagte, die Kranke sei so ruhig in der Nacht, daß es viele Stunden lang schlafe und immer ganz frisch sei am Morgen.

Digitized by Google

Während des Tages kamen der Vorsteher und auch der Hans nun immer ans Bett der Mutter und saßen gern da und unterhielten sich mit ihr, denn sie nahm jetzt wieder viel mehr Anteil an allem, was die beiden betraf, als im Anfang der Krankheit. Es gefiel den beiden auch so wohl in dem saubern, aufgeräumten Zimmer mit dem Blumenstrauß auf dem Tische, der jeden Morgen wieder frisch dastand.

Im ganzen Hause herum war auch eine neue Sauberkeit eingekehrt, und der Vater wie der Hans konnten sich nicht genug verwundern, wie es in ihren Kammern zuging, daß immer alles aus dem Wege geräumt, alles sauber und nett und kein Schmutz und kein Staub mehr zu sehen war.

„Es ist das Gritli", sagte die Mutter, wenn sie beide sich mit Verwunderung darüber aussprechen mußten, „ich habe es gebeten, ob es nicht überall im Haus ein wenig nachsehen wollte, die Magd sei nichts für Ordnung und Reinlichkeit."

„Ich habe nie ein solches Mädchen gesehen", sagte dann meistens der Vorsteher, „überall alles in Ordnung bringen, helfen und trösten, wie es kein anderer kann, und dazu läßt es sich kaum sehen und thut so, als verstände sich das von selbst, als wäre alles nichts, was gethan wird."

„Vergilt es dem Gritli, Feller", sagte dann immer

Digitized by Google

wieder die Mutter, „vergilt es dem Gritli! Was es an mir gethan hat, kann kein Menſch wiſſen, ich kann es nicht einmal ſagen.“

Dabei ſtand der Hans dann aufmerkſam an der Mutter Bett und ſagte nur etwa einmal: „Warum kann es aber auch nie einen Augenblick am Tage da ſein, es kann ja nie ein Menſch nur ein Wort mit ihm ſprechen.“

Der Hans war wirklich noch nie dazu gekommen, mit dem Gritli zu reden, wie er ſchon ſeit Monaten im Sinn gehabt hatte. Er paßte ihm jeden Abend auf, und wenn es kam, konnte er auch gerade ſagen: „Guten Abend, Gritli“, und ihm die Hand drücken. Es ſagte dann: „Guten Abend, Hans!“ Wenn er es aber feſthalten und ein wenig mit ihm reden wollte, dann ſagte es ſchnell: „Nein, nein, Hans, ich muß zur Mutter hinauf, ſie erwartet mich“, und lief in aller Eile die Treppe hinauf.

Am Morgen war es wieder ſo: Trat das Gritli in aller Frühe aus der Hausthür, ſo ſtand der Hans ſchon davor und ſagte: „Guten Morgen, Gritli! Preſſier doch nur nicht ſo.“ Aber es gab eilig zurück: „Guten Morgen, Hans! Nein, laß mich, ich muß heim an die Arbeit, ich hab' es beſtimmt verſprochen“, und fort war es. Gritli wußte genau, wann der Vorſteher und der Hans ſich zu ihrem Nachteſſen hinſetzten. Das war die Zeit, da es ſchnell von der Mutter Kammer herunterkam und in den

Digitized by Google

Zimmern der beiden alles ordnete, so daß sie es nie bei der Arbeit antrafen.

Die Mutter wurde schwächer, und als die Blätter von den Bäumen fielen, entschlief sie still und friedlich. Eines ihrer letzten Worte war: „Feller, vergilt es dem Gritli."

Es waren schon mehrere Wochen vergangen seit diesem Tage. Der Vorsteher und sein Sohn gingen immer noch schweigend hin und her, jeder seinen Weg. Kamen sie am Tisch zusammen, so sagten sie wieder fast nichts zu einander. Es war so öde und leer in dem Hause, keinem von beiden war eine Stunde wohl in den verlassenen Räumen. Nirgends mehr war die alte Ordnung und Sauberkeit zu treffen. Alles, was den beiden noch das Leben im Hause auch nur im geringsten hätte angenehm machen können, war verschwunden. Nun war auch der Winter da und die langen, dunklen Abende in dem stillen Hause standen dem Vorsteher und noch mehr dem Hans so schaurig vor Augen, daß die Aussicht beide immer noch wortloser machte.

So saß eines Morgens der Vorsteher bei seinem Kaffee. Er rührte mit dem Löffel in der Tasse herum, erst nach der rechten, dann nach der linken Seite. Die Lust zum Trinken schien nicht groß zu sein bei ihm, aber mit einem besonderen Gedanken mußte er es zu thun haben. Vor ihm am Tisch saß der Hans, ebenfalls schweigend und Wolken

Digitized by Google

über die Taſſe hinblaſend. Auch er ſchien von Gedanken erfüllt zu ſein, die ihn ſtark bearbeiteten und die er dann und wann mit dem gewaltigen Blaſen zu verſcheuchen ſuchte.

„Hans“, fing endlich der Vater an, ſeinen Löffel niederlegend, „du haſt recht gehabt, das Mädchen macht keinem Schande, der ſie zur Schwiegertochter bekommt, und du kennſt die letzten Worte deiner Mutter. Geh, frag das Gritli an und bring mir die Schwiegertochter, ſie muß es gut haben in meinem Hauſe.“

„Vater!“ ſchrie der Hans, ſo heftig vom Tiſche aufſpringend, daß der Kaffee weit über die Taſſen hinausſpritzte, „Vater iſt es Euch ernſt! Sagt Ihr's auch recht im Ernſt?“

„Ich ſpaße nicht mit ſo etwas, Hans, es iſt mir recht von Herzen ernſt“, beſtätigte der Vater. Der Hans ſchoß zur Thür hinaus und nach ſeiner Kammer, denn ſo im Werktagskittel wollte er nicht als Freier ausziehen. Sobald ihn der Vater den Weg hinuntergehen ſah, ſtand er vom Tiſch auf und ſtellte ſich unter die Hausthür, die Rückkehr des Hans abzuwarten. Es währte nicht länger als eine Viertelſtunde, ſo kam der Hans ſchon zurückgelaufen. „Hab's wohl gedacht“, ſchmunzelte der Vorſteher, „die brauchten nicht lange Zeit, um einig zu werden.“

Der Hans kam heran, und der Vater ging gleich mit

Digitized by Google

ihm in die Stube zurück, denn auf dem offenen Gang konnte eine Sache wie die ihrige nicht verhandelt werden. Der Hans machte feſt die Thür zu, warf ſeine Kappe auf den Tiſch hin und ſagte mit einem Ton, als ob ſein ganzer Atem nur noch an einem Faden hinge: „Sie will mich nicht.“

Jetzt ſtellte ſich der Vorſteher in ſeiner ganzen Breite vor den Sohn hin und ſchaute ihn an, als hätte er ſeinesgleichen noch nie geſehen. Dann machte er ſeinem Erſtaunen Luft: „Was ſagſt du, Hans? Des Schirmflickers Tochter will den einzigen Sohn vom Oberhubler nicht? Kommt denn auch die ganze Welt auf den Kopf zu ſtehen, oder haſt du's nur dumm angeſtellt? Hat ſie etwa gar nicht verſtanden, was du meinteſt? Was haſt du ihr denn geſagt? Und was hat ſie geantwortet?“

„Was werde ich denn geſagt haben!“ entgegnete der Hans mit einer Stimme, als wäre er eben am Erſticken, denn er hatte übermäßig zu würgen, daß er herunterſchlucken konnte, was ihm aus den Augen ſtürzen wollte. „Ich habe geſagt, ich wollte mit dem Gritli reden, es ſoll mit mir hinaus kommen. Und hinter dem Haus habe ich ihm geſagt, ich habe es ſchon lang gern gehabt, ſo wie in meinem ganzen Leben keine andere, und Ihr wollt es auch gern, es ſoll meine Frau werden. Da hat es den Kopf abgewandt und hat ganz kurz geſagt: ‚Ich kann nicht, Hans.‘ Und dann habe ich gefragt: ‚Iſt es dir ernſt, Gritli?‘ Aber

Digitized by Google

ich habe ſchon geſehen, daß es ihm ernſt war. Es ſagte ‚Ja!‘ und gab mir die Hand und lief ins Haus hinein. Und jetzt iſt alles aus und mir iſt alles verleidet, Vater, am liebſten will ich unters Militär, daheim kann ich's nicht mehr aushalten.“

„Sei nicht ſo jäh und ſo heillos unvernünftig“, wehrte der Vater. „Das iſt noch lange keine verlorene Sache! Heutzutage wiſſen die Burſchen nicht einmal mehr, wie man eine Frau nimmt; zu unſerer Zeit war das anders, wie manche ich hätte haben können, will ich nur gar nicht ſagen. Wir wollen doch ſehen, wer Meiſter wird, wenn ſich der Oberhubler ſelber in die Sache miſcht!“ Das wollte er nun gleich verſuchen.

Selbſt zum Schirmflicker hinüber zu gehen, das war ihm nicht zuzumuten, aber er wollte das Gritli kommen laſſen und ein Wort mit ihm reden. Das wurde denn auch gleich ausgeführt.

Der Hans entfernte ſich, aber nicht weit, er wollte gleich auf dem Platze ſein, wenn ihn der Vater rufen würde.

Es währte nicht lange, ſo trat das Gritli in die Stube ein. Es ſah bleich aus und ſchaute nicht mit dem fröhlichen Geſicht zu dem Vorſteher auf, wie er es zu ſehen gewohnt war. „Sitz, Gritli“, ſagte er, ihm einen Stuhl anbietend und ſich dann vor das Mädchen hinſetzend, „ich habe mit dir zu reden. Du haſt den Hans nicht recht ver-

Digitized by Google

ſtanden, er meint es recht mit dir, er hat dich ſchon lang gern, und mir biſt du willkommen wie keine andere. Was wäre da im Wege? Du wirſt doch ſeine Frau werden wollen, was meinſt du?"

„Es ehrt mich und es freut mich, daß Ihr mich zur Schwiegertochter wolltet, aber ich kann es nicht annehmen", ſagte das Gritli mit geſenkten Augen.

Der Vorſteher konnte ſehen, daß die Antwort das Gritli doch etwas koſtete, ſie kam nicht ſo ganz leicht und gern heraus. „Wart einen Augenblick und überſtürz die Sache nicht", ſagte er jetzt gemächlich. „Es kam mir ſo vor, ihr ſeid beide zu ſchnell geweſen. Eine ſolche Frage kann einem unerwartet kommen, und ſo im Augenblick der Verwirrung ſagt man einmal nein und zuunterſt im Herzen heißt es doch ja. So etwas verſteh' ich ſchon. Nimm deine Zeit, und wenn du ſo recht zum Bewußtſein gekommen biſt, ſo gieb mir Antwort."

„Ich bin ſchon beim Bewußtſein und ich weiß, daß ich keine andere Antwort geben könnte, wenn ich mich auch noch länger beſinnen würde", erwiderte das Gritli ein wenig leiſe, aber recht beſtimmt.

Das war dem Vorſteher nun doch zu viel. Er ſtand auf: „Wenn du ſo entſchloſſen biſt, Gritli, ſo wollen wir es gelten laſſen. Meinen Sohn werf' ich keiner an den Kopf, er ſteht ſo, daß er ſchon noch eine Frau bekommt. Was du im Sinn haſt, weiß ich nicht. Wenn du meiſterloſig

Digitized by Google

geworden biſt, weil du den Leuten gefällſt, und zu hoch hinaus willſt, ſo nimm dich in acht, daß du nicht noch einmal tiefer hinunter mußt, als dahin, von wo du herauf gekommen biſt!"

Der Vorſteher hatte ſich ſo ereifert, daß er immer lauter und heftiger geworden war.

Aber dieſe Worte waren nun auch für das Gritli zu viel. Das Waſſer war ihm in die Augen geſchoſſen, und vor dem Manne ſtehend, ſagte es unerſchrocken: „Nein, Herr Vorſteher, ſo unverſchämt, wie Ihr meint, bin ich nicht. Ich will nicht hoch hinaus, das iſt nicht mein Begehren, ich will Euch meinen Grund ſagen: Wir gehen nicht gleiche Wege, der Hans und ich, und ich habe nicht die Abſicht, mit ihm zu gehen, wie es ihm recht wäre. Wir ſind ſchon einmal aneinander gekommen deswegen, und er iſt recht bös geworden und hat mir vorgeworfen, ich habe ſolche Rappel im Kopf, wie ſie die Frommen immer haben. Wenn ich aber ſeine Frau wäre, ſo könnte er mich doch nicht von meinem Weg abbringen, und ſo käme die Zwietracht ins Haus, und dann käme es Euch gewiß erſt recht in den Sinn, von wo herauf der Hans mich geholt habe, und nun lohne ich es Euch ſo ſchlecht, und das könnte ich auch nicht hören. Es iſt beſſer, wir bleiben voneinander." Das Gritli nahm kurz Abſchied und ging weg.

An dem Abend, als die Sterne friedlich über Feld und Wald leuchteten, ſchaute das Gritli aus dem Fenſter ſeiner

Digitized by Google

Kammer auf den Garten am Oberhubel hinüber. Es gedachte der Zeit, da es mit dem Hans in die Schule ging, es ein kleines, verwildertes Geschöpf mit zerfetztem Röckchen, er ein großer, stattlicher Junge, im schönen Tuchkittel mit glänzenden Knöpfen. Es kannte nichts Prächtigeres, als den Garten am Oberhubel mit den roten Nelken und Rosen und den großen goldenen Butterbirnen am Spalier, und keinen herrlicheren Menschen, als den Oberhubler Hans. Einige freundliche Worte auf dem Schulwege von ihm zu bekommen, war Gritlis größtes Glück. Jetzt wischte sich das Gritli die Thränen aus den Augen und machte das Fenster zu.

Kapitel VI.

Es wird fortgesungen.

Der Vorsteher war seit diesem Tage in einer Stimmung, wie in seinem Leben noch nie. Er lief durch Küche und Keller und dann durch die Scheune und brummte jeden an, den er traf. Er hatte freilich auch oft Ursache. Im

Digitized by Google

Hauſe war überall eine ſolche Unordnung, daß er nie finden konnte, was er ſuchte, und kam es zum Vorſchein, ſo war alles unſauber und verdorben. In Küche und Keller ſah er, was man alles zugrunde gehen ließ. Die Magd verſtand nichts, als die Schweine zu füttern; denen gab ſie aber auch, was ſie fand, ohne Unterſchied. Die feinſten Birnen kamen in den Trog, andere gute Dinge verſchwanden, man wußte nicht wohin.

Der Vorſteher ſah das Unweſen und wurde immer unwirſcher, er wußte nicht, wo angreifen. Dazu kam, daß der Hans alle paar Tage ſagte: „Ich muß fort, Vater, da kann es kein Menſch aushalten. Ich will zum Militär.“

Da fuhr denn der Vater einmal los: „Was fehlt dir denn, daß du kein Sitzleder daheim haſt? Eſſen und Trinken haſt du zum Überlaufen, wenn eine Luſtbarkeit iſt, kannſt du der erſte und der letzte auf dem Platze ſein, mit den Thalern kannſt du raſſeln in der Taſche. Ein anderer, der's hätte wie du, würde meinen, er ſei im Himmelreich. So bleib einmal ruhig und freu dich an dem, was hunderte ſich wünſchen!“ Der Hans hörte die Worte an und drei Tage nachher ſagte er: „Vater, bei meiner Seel', ich muß fort, da halt ich es nicht mehr aus.“

„Ich auch nicht; wenn's ſo fort geht, ſo halt' ich's auch nicht mehr aus“, ſtimmte der Vater zur Überraſchung

Digitized by Google

des Sohnes ein. „Es muß etwas geſchehen. Ich will noch etwas probieren, Hans, vielleicht, daß dir das auch gefällt.“

Der Hans wollte wiſſen, was, aber er brachte nichts heraus, der Vater wollte erſt ſehen, ob die Sache gelinge.

Zwiſchen Tag und Nacht, als man die Leute draußen nicht mehr gut unterſcheiden konnte, machte der Vorſteher ſich auf den Weg und ging nach des Schirmflickers Häuschen hinüber. Er machte die Thür auf und blieb ganz erſtaunt auf der Schwelle ſtehen; den Anblick mußte er nicht erwartet haben.

Auf dem großen Tiſch ſtand eine Lampe, dabei ſaßen der Schirmflicker und ſeine Frau mit großen Brillen, jeder ganz geruhlich an einem Stück Zeug fortſtechend. Unten ſaß das Gritli und lehrte das kleine Trineli die Stricknadeln führen. Rundum ſaß ein Rudel Buben mit den Köpfen über die Schiefertafeln gebeugt, jeder von Zeit zu Zeit dem Gritli die Tafel hinhaltend, zu wiſſen, ob auch die Aufgabe recht gelöſt ſei. So gemütlich ſah die Wirtſchaft aus, ſo ſauber und ordentlich die Kinder alle, daß der Vorſteher eine Weile ſtaunend ſtehen bleiben mußte, er hatte es nicht ſo daheim. Aber ſchon war der Schirmflicker aufgeſtanden und zur Thür gekommen: „Willkommen bei uns, Herr Vorſteher, es freut uns ſehr, nehmt Platz, nehmt Platz!“ ſagte er ſehr ergeben. Das Gritli war auch

Digitized by Google

gleich aufgesprungen, es suchte zu verbergen, wie ihm das Blut in die Wangen gestiegen war. Schnell hatte es einen Stuhl hingestellt und begrüßte nun auch den Herrn Vorsteher.

„Mit dir wollte ich ein Wort reden, Gritli", sagte er, des Mädchens Hand ein wenig festhaltend, und da er sah, daß der Schirmflicker sofort Anstalten machte, hinauszugehen, fügte er gleich bei: „Nein, nein, Vater und Mutter können auch mitreden, das kleine Volk dort kann ein wenig hinaus."

Die Buben und die Kleine räumten auch gleich den Platz, und der Vorsteher fuhr fort: „Ich habe dir da das letzte Mal ein paar Worte gesagt, die mußt du vergessen, es ist mir nicht recht, Gritli, daß ich dir das gesagt habe."

Das Gritli wurde dunkelrot und konnte vor Verwirrung kein Wort sagen. Vater und Mutter schauten so erstaunt drein, daß der Vorsteher bei sich sagte: Die wissen von allem nichts, es hat gar nicht geredet, das ist mir lieb. Er drückte dem Gritli noch einmal die Hand und fuhr schnell fort: „Das ist nun vorbei. Ich möchte dich heut' etwas fragen. Ich muß jemand haben für die Wirtschaft und das Haus, so kann ich's nicht länger gehen lassen, es ist keine Ordnung, und keinem kann es wohl sein dabei. Ich hätte dich gern bei uns, Gritli, wenn es den Eltern recht ist und du zu mir kommen willst."

Digitized by Google

„Ja, ja, natürlich, das ist ja gar keine Frage", antwortete augenblicklich der Alte, „es ist uns ja eine große Ehre, daß Ihr an uns denkt, Herr Vorsteher, ich hätte nie gedacht, daß Euch in einem solchen Fall das Gritli in den Sinn käme."

Der Vorsteher schaute auf das Gritli. Es zögerte, dann sagte es zurückhaltend: „Es freut mich gewiß auch, daß der Herr Vorsteher mir so viel Zutrauen schenkt; aber es ist so viel Arbeit zu thun und dann sind die Buben da, denen muß man wehren, sonst geht's nicht gut!"

„Was, was, Arbeit, bin ich denn nicht auch noch da, Gritli?" sagte der Vater gewichtig.

„Und die Buben kannst du nur herüber holen", fügte der Vorsteher bei, da sind Birnen und Äpfel genug da, um sie festzuhalten. Also gilt's, Gritli?"

„Natürlich, natürlich und mit Dank", antwortete der Vater, „der Herr Vorsteher hat nur noch die Zeit zu bestimmen."

„Am liebsten gleich morgen. Dann bring alles mit, was dein ist, du wohnst dann ganz bei uns."

Aber das lehnte Gritli nun ganz bestimmt ab. „Am Morgen will ich kommen, so früh Ihr wollt, und am Abend gehen, so spät als Ihr es wünscht, aber so ganz drüben einziehen kann ich nicht. Nein, nein, Vater, ich thu' es nicht", wehrte es, gegen den Alten gewandt, der meinte, das könne es schon thun, warum auch nicht. Als aber das

Digitized by Google

Gritli so bestimmt redete, sagte er nichts mehr, er wußte, daß es nun gelte.

Der Vorsteher war zufrieden mit dem, was er erreicht hatte und beharrte nicht auf diesen letzten Punkt. Er verließ mit viel fröhlicherem Herzen das kleine Haus, als er es betreten hatte, denn er war gar nicht sicher gewesen, wie sein Antrag aufgenommen würde. Auch war es dem Oberhubler kein Kleines gewesen, selber da hinüber zu gehen und seine Worte beim Gritli zurückzunehmen.

Das Gritli war auf dem Oberhubel eingezogen. In wenigen Tagen war die ganze Wirtschaft wieder in das alte Geleise der Ordnung und Sauberkeit zurückgekehrt.

Der Vorsteher trat wieder gern in seine Stube ein und schaute mit Wohlgefallen, wie das Gritli den Tisch aufrüstete; sein Kaffee schmeckte ihm wieder. Der Hans pfiff wieder durchs Haus, setzte sich wieder willig zu des Vaters Schreibereien, nun die Stube nicht mehr so verlassen aussah, der Tisch schön geordnet und der dicke Staub weg war. Er freute sich mit dem Gritli an den letzten Rosen, die es noch aus dem Garten hereingeholt hatte, und sagte kein Wort mehr vom Militär.

Am Mittagstisch war jetzt eine Unterhaltung, die nicht einen Augenblick ausging. Das Gritli mußte von seinem Leben bei der Gotte über dem Berg erzählen, und wie dort die Gebräuche waren. Dabei fielen dem Vorsteher allerlei Erlebnisse aus seiner Jugendzeit ein, dann wurden die er-

Digitized by Google

zählt. Dieſe wieder brachten dem Hans merkwürdige alte Leute in den Sinn, die in ſeiner Kindheit ins Haus kamen, und meiſtens endeten die Geſpräche bei der Kinder- und Schulzeit, und dieſe Erinnerungen waren derart, daß der Hans und das Gritli oft in ein ſo herzliches Lachen hineinkamen, daß auch der Vorſteher davon angeſteckt wurde und alle drei in ihrer Heiterkeit gar nicht bemerkten, wie die Zeit dahinging. Meiſtens ſprang das Gritli plötzlich erſchrocken vom Tiſche auf, denn es war ſchon halb zwei Uhr und es hatte für den Nachmittag ſo viel Arbeit vor im Keller und auf dem Apfelboden.

Am Abend wurde es immer ſo ſpät, bis das Gritli fort kam, daß der Hans jedesmal ſagte: „Du kannſt nicht mehr allein hinüber gehen, ich muß dich begleiten.“ Auf dem Wege führten die beiden dann noch immer ein gutes Geſpräch zuſammen, ſo wie zwei, von denen jedem daran gelegen iſt, zu wiſſen, wie das andere über dieſe und jene Frage des Menſchenlebens denke.

Am erſten Sonntag, als das Gritli den Mittagstiſch abgeräumt hatte, ſagte es, den Hausherrn anblickend: „Wenn es Euch recht iſt, ſo geh' ich nun ein wenig hinüber, die Kinder ſind's gewohnt, daß ich den Sonntagnachmittag mit ihnen ſinge und ihnen einige Geſchichten erzähle.“

„Hol ſie herüber“, ſagte der Vorſteher, „ich will auch einmal zuhören.“

Digitized by Google

„Ich will auch dabei sein", sagte lachend der Hans, denn er dachte, das müsse etwas Lustiges abgeben. Er erinnerte sich noch wohl der Töne aller Gattungen, die einmal aus dem Häuschen herübergeschallt hatten.

Gritli ging und kam bald wieder, das kleine Trineli an der Hand, die vier Buben hinter ihm her. Sobald diese unter der Thür waren, rissen sie eilig ihre Kappen von den Köpfen, und nachdem der Vorsteher sie bewillkommt und zum Sitzen eingeladen hatte, drückten sie sich alle hart aneinander auf die Fensterbank hin und bewegten sich nicht mehr.

„Die hast du gut in der Ordnung, Gritli, und was kommt jetzt, Kleines?" fragte der Vorsteher zu dem vierjährigen Trineli gewandt, das mit ernsthaften Augen rings in der großen Stube herumschaute. „Singen", antwortete es mit ganz tiefer Stimme.

„Potztausend, was hast du für eine Stimme, wir müssen den Baß miteinander singen", lachte der Vorsteher. „So fangt einmal an, was ihr am besten könnt."

Jetzt stimmte das Gritli an, und augenblicklich fielen alle fünfe ein und sangen mit aller Kraft, und durch die große Stube hallte es so gewaltig, daß der Hans schnell nachsah, ob auch die Fenster gegen die Straße hinaus recht geschlossen seien, denn es genierte ihn ein wenig, daß man es draußen so gut hören konnte. Es ging aber nicht in allen Tönen durcheinander wie damals, sondern fest und

Digitized by Google

ſicher in Takt und Melodie ſangen alle drauf los: „Dies iſt der Tag, den Gott gemacht.“

Der Geſang gefiel dem Vorſteher. Auf einmal ſetzte er mit ſeiner ſtarken Baßſtimme ein und das tönte ſo ſchön und voll, daß die Knechte aus der Scheune herüber kamen und unter den Fenſtern zuhörten.

Jetzt fing auch der Hans zu ſingen an, denn das Lied war ihm noch wohlbekannt, wenn er es auch lange nicht mehr geſungen hatte. Aber weder er noch die zwei Buben, die im Alt mitſangen, hielten den Ton feſt, wenn er wanken wollte, ſondern das Trineli, das unverwandt mit ſeiner Altſtimme vor ſich hin ſang, alle elf Verſe durch, ohne ein Wörtlein zu mangeln. Das gefiel dem Vorſteher ausnehmend wohl, und als man mit dem Lied zu Ende war, ſagte er: „Bravo! das Kleine kann's am beſten. Kann es denn noch mehr Lieder?“

Da vernahm er denn, daß das Trineli wohl zehn Lieder ſingen könne mit allen Verſen hintereinander, auswendig ohne Anſtoß. Das mußte man doch einmal probieren. Ein Lied nach dem andern wurde durchgeſungen, und immer heller tönte der frohe Chor; denn daß der Herr Vorſteher und der große Hans ſo mitmachten, das brachte die Kinder in eine ganze Begeiſterung hinein. Das Trineli beſtand ſeine Probe.

Nun war aber der Vorſteher ſo erfreut darüber, daß er das Kind auf ſein breites Knie ſetzte und es lobte über

Digitized by Google

seine Leistung und ihm sagte, heute müsse es alle Taschen voll Nüsse haben. Dem Gritli befahl er, nun solle es auftischen und bringen, was es Gutes in der Vorratskammer habe.

Der Hans wollte auch helfen und lief mit, und als das Gritli ihm draußen wehrte und meinte, alle die Butter und den Käse solle er doch nicht hineinnehmen, da nahm er gleich noch die Würste und den großen Schinken dazu; denn er wollte ein recht lustiges Gastmahl drinnen anstellen. Das gelang ihm auch, und als die Buben ein wenig warm geworden waren, wurden sie so drollig und fingen an, sich in so erstaunlichen Geschichten zu überbieten, daß der Hans und das Gritli nicht mehr aus dem Lachen kamen.

Der Vorsteher aber blieb beim Trineli und hatte seinen Spaß an dem ernsthaften Persönchen mit der tiefen Stimme. Daß diese zu dem winzigen Gesichtchen gehören solle, kam ihm gar so spaßhaft vor, denn da war alles so nah beisammen, die Augen, das Stülpnäschen und das Löchlein von einem Mund, daß der Vorsteher behauptete, er könne mit seinem Daumen das ganze Gesicht überdecken.

Die ganze Woche lang sprachen die Schirmflickerskinder nur noch vom Sonntag und sahen demselben stets wie einem großen Feste entgegen. Regelmäßig durften sie auf den Oberhubel hinüber kommen und nachher kehrten sie mit allen Taschen voll guter Dinge wieder heim.

Digitized by Google

Die Tage zwischendurch verliefen wohl den Kindern nie schnell genug, auf dem Oberhubel aber vergingen sie so unvermerkt, daß keines begreifen konnte, wie immer schon wieder die Woche zu Ende war. Kaum hatte man sich am Abend zusammengesetzt und ein wenig geplaudert, der Hans auch etwa ein lustiges Histörchen vorgelesen, während das Gritli die Äpfel zum Dörren schnitt, so schlug es schon wieder 10 Uhr, das war das äußerste Ziel des Tages. Die langgestreckten Abende, die man fast nicht ausleben konnte, kamen gar nicht dieses Jahr. Auf einmal war das Neujahr da.

Am Neujahrstisch beim großen Festbraten sagte der Vorsteher: „Hans, heut' wirst du natürlich zum Haupttanz nach Seethal hinunter wollen. Aber nimm dich in acht, es ist bissig kalt, bleib du lieber gleich unten und komm nicht nach dem Tanzen noch durch die kalte Nacht herauf."

„Es kommt mir gar kein Sinn daran, dort hinunter zu gehen, Vater, es ist mir wohl genug daheim", entgegnete der Hans; „und heut' Abend wollt Ihr ja den Kindern das Gutjahr geben, da will ich auch dabei sein und sehen, wie sie die Augen aufsperren, und hören, wie das Trineli sein Danklied im Baß singt. Es singt jetzt immer mit Euch, Vater, nicht mehr mit mir, der Alt geht ihm zu hoch", und der Hans mußte unbändig lachen in der Erinnerung an Trinelis Leistungen im Gesang.

Digitized by Google

„Das Trineli hat recht, wenn es sich zu mir hält“, meinte der Vater und lachte mit.

So begann das neue Jahr auf dem Oberhubel so heiter, daß der Vorsteher mit frohem Blick auf die kommenden Tage schaute. Nur eins beunruhigte ihn immer wieder von Zeit zu Zeit und ließ ihn seine schönen Feste nicht ungestört genießen. Jedesmal nach einem besonders heitern Abend, wenn er aufs neue hatte denken müssen, der Hans und das Gritli scheinen doch einander nicht ungern zu sehen, so kam sicher am Morgen darauf das Gritli zu ihm und sagte mit gesenktem Kopf, es wäre ihm doch recht, wenn der Herr Vorsteher sich nach jemand umsehen wollte, daß es nun wieder an seine Arbeit könnte, um sie nicht ganz zu verlieren; der Seidenherr habe ihm schon mehrmals sagen lassen, die Arbeit gehe wieder sehr gut. Das hielt nun der Vorsteher nicht länger aus, er wollte einmal wissen, woran er war und wo der Stachel saß, der dem Gritli keine Ruhe ließ und es fort trieb. Gleich jetzt wollte er ins klare kommen, bevor noch einmal wieder die leidige Aufforderung ausgesprochen würde.

„Gritli“, rief er in die Küche hinaus, „komm herein, ich muß mit dir reden.“

Gleich erschien es und stand vor ihm, so fix und anmutig, daß er sich sagen mußte: Wie diese würde keine zweite dem Oberhubel anstehen.

„Gritli“, fing der Vorsteher an, „jetzt antworte mir

Digitized by Google

einmal klar und aufrichtig: „Ist dir der Hans durchaus zuwider?“

„Nein“, war die klare Antwort.

„Ich meine aber doch, eure Wege gehen nicht so apart auseinander“, fuhr der Vorsteher fort. „Was dich freut, das freut auch ihn, wo du nicht bist, mag er auch nicht sein, und was dir mißfällt, daran hat er kein Wohlgefallen. Was ist zwischen dir und dem Hans?“

„Nichts mehr“, war Gritlis Antwort.

„Nichts mehr? Wo fehlt's denn? Willst du denn jetzt den Hans zum Mann, Gritli?“

„Ja.“

Dem Vorsteher fingen die Augen zu leuchten an. „Du willst ihn? Aus dir selber? So recht von Herzen gern willst du ihn?“

„Ja, so wollte ich ihn.“

Das Geständnis trieb dem Gritli das Blut in die Wangen.

Der Vorsteher sah, daß er nun genug gefragt habe nach dieser Richtung hin.

„Aber um des Himmels und aller Heiligen willen, warum willst du denn mit Gewalt zu deinem Seidenrad zurück? Warum nehmt ihr einander nicht und macht, daß man einmal in Ruh' und Frieden zusammen bleiben kann?“ rief er jetzt aufgeregt aus.

„Aber, Herr Vorsteher“, sagte das Gritli nun auch

Digitized by Google

lebhaft, „ich habe dem Hans einmal nein geſagt und weiß ja gar nicht, ob er mich jetzt noch will.“

„Hans!“ ſchrie der Vorſteher zur Thür hinaus, „komm hier herein, aber ſchnell!“ Er trat ein.

Mit einem komiſch ernſthaften Geſicht ſtand der Vater vor ihm: „Hans, wie iſt es, willſt du das Gritli zur Frau haben, oder iſt es dir durchaus zuwider?“

Fragend ſchaute der Hans auf den Vater, dann nach dem Gritli; es ſah auf den Boden. „Vater“, erwiderte er jetzt halb vorwurfsvoll, „ich denke, Ihr thätet beſſer, auf die andere Seite zu fragen: ‚Gritli, willſt du den Hans, oder iſt er dir durchaus zuwider?‘“

„Das hab' ich zuerſt gethan, das Gritli will dich, nun weiß man wieder nicht, ob du willſt. Was das für Mühe koſtet, bis heutzutage zwei zuſammen kommen!“

Der Hans hatte wieder nach dem Gritli geſchaut und dieſes Mal hatte es auch ihn angeblickt in einer Weiſe, die er verſtanden hatte. Er war ſchon bei ihm und hielt das Gritli umſchlungen. Der Vorſteher aber fand, das Beſte, was er nun thun könne, ſei, hinaus zu gehen und den Schirmflickersleuten drüben die große Neuigkeit zu bringen.

Mit der Hochzeit wollte der Vorſteher keine Verzögerung; er ſagte, er habe lang genug darauf gewartet.

Drei Wochen nach dieſem Tage war alles zur Feier gerüſtet. Die vier Buben und das Trineli erſchienen in ſolchem Feſtſchmuck auf dem Platze, daß kein Menſch erraten

Digitized by Google

konnte, wer die fünfe waren. Sie hatten auf der Hochzeit miteinander das Lied zu singen: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht.“ Das hatte der Vorsteher so angeordnet samt dem Hochzeitsstaat. Die fünfe schmetterten denn auch ihr Lied mit solcher Kraft durch die Kirche, daß alle die Nachbarn und Hochzeitsgäste zu einander sagen mußten: „Die können's.“

Auf dem Oberhubel wird seither das ganze Jahr ein so friedliches und fröhliches Leben geführt wie auf keinem andern Hof am ganzen Berg.

Der Hans macht niemals mehr die Fenster zu, wenn's ans Singen geht, im Gegenteil, er hat Freude, wenn es recht weit hinschallt, denn er findet, das sei etwas Gutes und töne ganz schön dazu. Wenn er da oder dort mit seinen alten Kameraden zusammentrifft, so rufen diese ihm nicht ungern zu: „So bist du ein wenig fromm geworden, Hans, daß du nicht mehr lustig sein darfst und mit der Frau in die Kirche läufst und nachher Psalmen singst.“ Dann antwortet er gelassen: „Geschehe nichts Schlimmeres. Und euch würde es auch nichts schaden, wenn ihr's würdet!“

Digitized by Google

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Im Verlage von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha** ist erschienen:

Geschichten für Kinder

und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

Von Johanna Spyri.

9 Bände. kart. à ℳ 2. 40; geb. à ℳ 3. 60.

1. Bd.: Heimatlos.
2. Bd.: Aus Nah und Fern.
3. Bd.: Heidis Lehr- und Wanderjahre.
4. Bd.: Aus unserm Ländle.
5. Bd.: Heidi kann brauchen, was es gelernt hat.
6. Bd.: Onkel Tobi. Landaufenthalt.
7. Bd.: Kurze Geschichten.
8. Bd.: Wo Gritli Kinder hingekommen.
9. Bd.: Gritli Kinder kommen weiter.

Verschollen, nicht vergessen. Erzählg. ℳ 2. 40; eleg. geb. ℳ 3. 60.
Im Rhonethal. Geh. ℳ 1. 20; geb. ℳ 2. 20.
Zwei Volksschriften. kart. ℳ 2. 40.

Sammlung von Kinderschriften.

Herausgegeben von **G. Chr. Dieffenbach.**

19 Bände. kart. à ℳ 2.

1. Bd.: Großmütterchen. Von Malsenwerth.
2. Bd.: Rathlose und Preis. Von E. Marshall.
3. Bd.: Die Nachbarsleute. Von Malsenwerth.
4. Bd.: Erzählungen einer Mutter. Von Eva.
5. Bd.: Das stumme Hannchen. Von E. Sievers.
6. Bd.: Ella oder: Treue und Standhaftigkeit. Von J. Palmer.
7. Bd.: Der verzogene Knabe Erich. Von D. Hahn.
8. Bd.: In Waldheim oder: Der Kinder Leid und Freud. Von E. Schmidler.
9. Bd.: Prinz der Tapferen. Von E. Müller.
10. Bd.: Aus der Kinderwelt. Von Fanny Tapin.
11. Bd.: Zwei liebe Verlassene. Von Malsenwerth.
12. Bd.: Zwei Erzählungen. Von E. Leslie.
13. Bd.: Kleine Erzählungen für kleine Leser. Erzählt von Anselm.
14. Bd.: Großmutters Zimmerfee. Von M. Kartheuser.
15. Bd.: Das alte Hinterzimmer oder: Das Licht der Barmherzigkeit. Von E. Wittigrodt.
16. Bd.: Allerlei Geschichten und Märchen. Von Gerstäcker, Hauff, Musäus, Wallmann.
17. Bd.: Geschichten für Kinder zum Vor- u. Nacherzählen v. Gerstäcker zum Feierabend. Von H. Herzog.
18. Bd.: Die kleinen Flüchtlinge und die Zigeuner. Von J. Clark.
19. Bd.: Elisabeth u. ihre Mutter. Von Elisa v. Engelhardt.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.